

Editorial

Anstatt eines Vorworts: Gedichtwettbewerb „Halle stinkt!“

Bonjour Tristesse lobt einen Gedichtwettbewerb aus. Der Titel: „Halle stinkt – Heimat ist da, wo man sich aufhängt!“

2006 war das Jahr des Heimatliedes. Was die „Sportfreunde Stiller“ und Oliver Pocher im Rahmen der Fußball-Weltmeisterschaft für die Bunte Republik Deutschland vorlegten, wollte die Stadt Halle für die Provinz kopieren. Sie lobte einen Wettbewerb um ein offizielles Halle-Lied aus. Aus diesem Halle-Song-Contest ging die Frauenband „Die Himmelsstürmer“ als Sieger hervor. Peinlicher als ihr Girl-Power-Gesäusel „Drei Engel für ein Halle-Lujah“ waren nur die Ironie-Versuche des Rappers Fabian Lang alias „Fabster“. In seinem Lied „Ich liebe diese Stadt“, das im letzten Jahr in der Heavy Rotation bei Radio Sputnik lief und dem Sänger zu diversen Interviews und Auftritten im Öffentlich-Rechtlichen Fernsehen verhalf, bemühte er sich um die Aufzählung dessen, was man als hallischer Jungmusiker für Missstände hält. Die Stadt verprasse „mehr Geld für Messehallen als für Waisenkids“, sie sei „kontinuierlich pleite“, und vor allem: man warte „länger auf die Polizei als auf ein Pizzablech“. Das Ziel dieser Aufzählung war selbstverständlich, wie „Fabster“ in Interviews immer wieder betonte, nicht die pure Nörgelei, sondern die Stärkung des hiesigen Heimat-Gefühls. Das Lied endet dementsprechend mit Bau-Auf-Rhetorik: „Das ist meine Stadt, das ist deine Stadt/Das ist unsere Stadt, egal, ob sie der Bund nicht mag/komm lass uns schaffen, woran keiner geglaubt hat“ usw. Das Lied ist also nichts weiter als ein dröger Verbesserungsvorschlag bzw. eine Liebeserklärung an das „andere“, „bessere“ Halle.

Nachdem es in den letzten Wochen still um „Fabster“ und die „Himmelsstürmer“ geworden war, hatten wir fast vergessen, dass wir ihnen eine Therapie gegen ihre Halle-Liehaberei verschreiben wollten: wahlweise sechs Wochen Residenzpflicht vor dem Kondi im Glauchviertel, zwei Wochenenden in der Uraltlinkenkneipe GiG oder eine Stunde vor dem Töpferstand beim alljährlichen Paulusviertel-Fest. Anfang April wurden wir dann allerdings unbeabsichtigt von der Studenten-Zeitschrift „Hastuzeit“ daran erinnert. Unter dem Stichwort „Wo ist Heimat?“ befragte das Blatt „Fabster“ und die „Himmelsstürmer“ nach ihrem Verhältnis zu Halle. „Fabster“ gab die Miniaturausgabe seines Vatis und dessen Freunde vom Stammtisch und beschwerte sich darüber, dass „an Halles Spitze“ noch viele Leute sitzen, „die sich nicht bewegen lassen“. Ganz im Stile eines alternativen Wirtschafts- und PR-Beraters wünschte er den Hallensern „etwas mehr Optimismus“, „Selbstbewusstsein“ und der Stadt vor allem „ein bisschen mehr Wirtschaft“. Während „Fabster“ also sein Bewerbungsschreiben an eine alternative Stadtverwaltung formulierte – ganz in die-

sem Sinn traf er sich Ende des letzten Jahres auch mit dem hallischen CDU-Oberbürgermeisterkandidaten Bernhard Bönisch und freute sich im Tonfall der Landeszentrale für politische Bildung darüber, dass dieses Gespräch „auf jeden Fall für ein gutes Zeichen für unsere politische Kultur“ sei –, erklärten die „Mädels“ (O-Ton) von den „Himmelsstürmern“ im Interview treudoof, dass sie darauf hoffen, dass „auch noch gaaaanz viele andere Leute auch die schönen Seiten von Halle entdecken und schätzen lernen“. Sie wollen sich von „der Meckerstimmung mancher Bewohner in Bezug auf die Stadt nicht anstecken“ lassen.

Im Gegensatz zu den „Himmelsstürmern“ lässt sich die Redaktion der Bonjour Tristesse gern von Nörgel- und Meckerstimmungen anstecken. Aber nicht wie „Fabster“, der an Halle nach eigener Auskunft vor allem die „tolle Altstadt“ und die „Kultur“ liebt (wenn das der „WuTang Clan“ wüsste!), und seinen Song als konstruktive Kritik verstanden wissen will, sondern wie immer in destruktiver Absicht und in aufrichtiger Trauer darüber, dass nicht einmal die heldenhaften Piloten der Royal Air Force Halle wirklich zur Kenntnis nehmen wollten.

Ganz unserem investigativen Anspruch verpflichtet und wie immer um Ausgewogenheit bemüht, loben wir aus diesem Grund einen Gedichtwettbewerb aus. Unter dem Motto „Halle stinkt – Heimat ist da, wo man sich aufhängt!“ soll den Reimversuchen der Fabians, Madlens, Sophies und Franzis – so heißen die „Himmelsstürmer“ mit Klarnamen – dieser Stadt etwas entgegengesetzt und auf den wahren Charakter Halles verwiesen werden. Der erste Preis ist eine Monatskarte ins benachbarte Leipzig. Darüber hinaus erhält der oder die Erstplatzierte einen Kasten Sternburg-Bier und darf auf Kosten von Bonjour Tristesse am wöchentlichen Umtrunk der Redaktion in einem griechischen Bistro unserer Wahl teilnehmen. Also: Schickt Eure Schüttelreimchen, Stabreime, Kreuzreime, Alexandriner oder Sonette an: tristesse@freenet.de. Der Umfang ist egal, und es ist uns gleichgültig, ob Ihr euch an ganz Halle oder nur einem einzelnen Stadtteil arbeitet. Wichtig ist nur eins: Die Reime müssen hundert Prozent untauglich für die Erweckung von Heimatgefühlen, hallischer Identität und ähnlich unappetitlicher Dinge sein. Eine garantiert unparteiische Jury aus Redaktionsmitgliedern und hallischen Kulturschaffenden, die vorerst nicht namentlich genannt werden möchten, wird über Eure Einsendungen beraten. Das Siegergedicht wird in der nächsten Ausgabe der Bonjour Tristesse veröffentlicht. Wir freuen uns!

Knut Germar

Auf geheimer Mission im Sternburgviertel

Bonjour Tristesse berichtete in der letzten Ausgabe über die Gründung einer Bürgerinitiative. Im Wohngebiet zwischen Magdeburger Straße und Volkmannstraße formierte sich ein Bürgermob, der dem Unrat auf den Straßen des Stadtteils den Krieg erklärte. In einer kollektiven Aktion steckten ihre Mitglieder kleine, selbst gebastelte Fähnchen mit der Aufschrift „Bück Dich“ in zahlreiche Hundehaufen, und Hundebesitzer sahen sich zahlreichen Anfeindungen ausgesetzt. Gleichzeitig wollte sie über einen Namen für den Stadtteil beraten. Bonjour Tristesse schlug vor, das Viertel nach der dort am häufigsten konsumierten Getränkemarkte zu benennen: Sternburgviertel. Unser Reporter Knut Germar war im Viertel unterwegs.

Ein kalter Frühlingstag. Im Auftrag der Redaktion Bonjour Tristesse lief ich durch das Sternburgviertel. Kühl blies mir der Wind ins Gesicht, als ich mich dem Friseursalon in der Meckelstraße näherte. Dort trifft sich, soviel war mir bekannt, seit einiger Zeit eine Bürgerwehr, die sich dem Kampf gegen Hundekot verschrieben hatte. Meine Aufgabe bestand darin, näheres über die Pläne dieser Kiez-Miliz herauszufinden. Mit einem etwas mulmigen Gefühl öffnete ich die Tür ihres Hauptquartiers.

Ich blickte mich um. Das Geschäft war relativ leer. Im hinteren Teil unterhielt sich ein Kunde angeregt mit einer Friseurin. Eine Frau mit durchgestyltem, von ihr vermutlich für sehr modisch gehaltenem, schwarzem Haarputz sah mich an und grüßte. Entschlossen ging ich auf sie zu. Ich erkundigte mich nach dem Preis für einen Trockenhaarschnitt und fragte, ob die Möglichkeit bestünde, gleich an die Reihe zu kommen. Sie bejahte und bat mich, Platz zu nehmen. Freundlich fragte sie nach meinen Wünschen. Kurz. Rundschnitt. Keine Koteletten. Dann legte sie los. Aus dem Hintergrund drangen einige Fetzen des Gesprächs an mein Ohr. Es ging um die leidigen Schulleistungen des Nachwuchses. Mehrfach fiel das Wort „Ungerechtigkeit“. Die Gesprächspartner einigten sich darauf, dass die Fächer Musik und Kunst nicht bewertet werden sollten, schließlich gäbe es viele Menschen, die nicht gut malen oder singen können. Ich beschloss, dass es an der Zeit war, mich der Dienstleisterin zu widmen, die mein Haar in großen Büscheln vom Kopf schnitt. Ich brauchte Informationen.

Ich erzählte ihr, dass ich erst kürzlich von Berlin in die Stadt gezogen war. Mir sei aufgefallen, daß jeder Stadtteil in Halle einen eigenen Namen habe und fragte, ob ihr vielleicht der Name dieses Viertels bekannt sei. Das Eis war gebrochen. Fröhlich begann sie, aus dem Nähkästchen zu plaudern. „Früher gab es einen Namen. Der Herr S., dem hat

mal ein Orthopädiegeschäft früher gehört, der weiß ihn noch.“ Sie überlegte. „Das Viertel wurde nach einer Straße hier benannt. Meckelviertel? Friesen...? Mmh ... Ich weiß nicht. Haben Sie schon was von der Bürgerinitiative hier gehört?“ Ich frohlockte innerlich und verneinte. „Eine tolle Sache. Die haben ganz viel Pläne für unser Viertel.“ Interessiert hakte ich nach. „Die Frau Bitterlich, das ist meine Chefin, die ist Chefin von dem Verein. Die treffen sich auch immer hier.“ Ich fragte nach den Zielen der Initiative. „Na die wollen, dass unser Viertel schöner wird. Es gibt ja echt viele Autos hier und das ist nicht so schön, vor allem für die Kinder. Und da soll es hier eine verkehrsberuhigte Zone geben.“ Freude darüber vortäuschend, dass es noch Leute gibt, denen die Gegend, in der sie leben, nicht egal ist, bekundete ich mein Wohlwollen. „Ja, das ist eine gute Idee, nicht war? Und es sollen auch Bäume gepflanzt werden. Damit es hier nicht alles so grau ist. Aber das ist alles ganz schön schwer.“ Worin denn die Schwierigkeiten bestünden, fragte ich. „Na da werden einem von der Obrigkeit ganz schön Steine in den Weg gelegt. Da haben die Leute mal Ideen, wollen was Schönes machen und die da oben, mit ihren Vorschriften machen alles so kompliziert. Naja, wer weiß, was da noch für Interessen im Spiel sind.“ Sie schnitt konzentriert weiter an meinem Haar herum und schwieg. Darum bemüht, die Pause unseres Gesprächs nicht all zu groß werden zu lassen, fragte ich interessiert nach dem Namen des Vereins. Sie winkte ab. „Den weiß ich nicht. Ich bin da auch nicht Mitglied drin.“ Sie hielt inne und fragte, ob die Haarlänge so genüge, oder ob sie noch mehr abschneiden soll. Letzteres bejahte ich – schließlich brauchte ich Zeit. Die Schere klapperte weiter.



Ich beschloss etwas mutiger zu werden. Die Stadt sei sehr schön, heuchelte ich und fügte kritisch hinzu, dass es in Halle viel zu viel Hundekot auf den Straßen gäbe. Das war das richtige Stichwort. Ihr Redeschwall erstarkte wieder. „Oh ja, unmöglich ist das.“ Sie lächelte plötzlich. „Haben Sie denn noch nichts von unserer Bück-Dich-Aktion gehört? Das stand sogar in der Zeitung. Die MZ hat über den Verein geschrieben. Das soll jetzt alles ein Pilotprojekt werden. Die Stadtverwaltung ist interessiert daran, das auch in anderen Vierteln zu machen.“ Vor Stolz schien sie ein paar Zentimeter zu wachsen. Ich unterbrach sie, gab vor, nichts über die Aktion zu wissen. „Haben Sie denn nicht das Schild gesehen?“ (s.o.) Sie blickte Richtung Fenster. „Hach, das haben die Fensterputzer schon wieder nicht an seinen Platz gestellt.“ Ich fragte erneut nach der Aktion. Sie kicherte plötzlich und wurde ein bisschen verlegen. „Naja, die Leute hier, also von dem Verein meine ich, die haben sich zusam-

mengesetzt und kleine Fähnchen gebastelt. Da haben sie ‚Bück Dich!‘ draufgeschrieben. Und dann sind sie durch das Viertel gegangen und haben in jeden Hundehaufen eine Fahne gesteckt. Das war vielleicht lustig. Und die Kinder!“ Wer auch sonst, dachte ich. Die Kinder müssen wohl immer herhalten. „Die Kinder! Die hatten ihren Spaß! Die fanden das total lustig, die Fahnen in die Hundehaufen zu stecken“, lachte sie. „Naja, Sie wissen ja wie Kinder so sind. Sind Sie Student?“ Als ich bejahte, hakte sie nach. „Was studieren Sie?“ Lehramt an Grundschulen, log ich. „Es gibt ja schon komische Lehrer, die sind so richtig langweilig. Wie man sich Lehrer eben so vorstellt.“ Ich stimmte ihr zu und gab vor, solche Lehrer mehr als zur Genüge zu kennen. Sie fuhr fort: „Also ich hab ’ne Bekannte, die ist nicht so. Die ist so richtig flott. Die macht echt viel mit den Kindern. Die lässt sich bei mir immer die Haare schneiden. Nicht so ’ne langweilige Frisur, sondern ’ne richtig peppige.“ Sie schnitt weiter und ich ahnte schreckliches.

Ich verdrängte die Sorgen um meine Haare und dachte wieder an meinen Auftrag. Die Aktion mit den Fähnchen sei kreativ und witzig, log ich erneut. Aber ich hätte meine Zweifel an deren Wirksamkeit. „Naja, das

ist schon weniger geworden mit den Hundehaufen.“ Ihre Stimme wurde ernster. „Aber wir sagen den Leuten immer, sie müssen dranbleiben. Immer mal gucken. Das ist total wichtig. Die Leute müssen drauf achten, immer mal aufpassen, vor allem auf die Nachbarn, die Hunde haben. Sonst nimmt das wieder zu!“ Das Klappern der Schere verstummte.

„Soll ich die Haare noch stylen?“ Ich zuckte mit den Schultern, bat aber darum, auf Gel zu verzichten. Sie legte ihre Hand auf meinen Vorderkopf und begann, meine Haare durcheinander zu wirbeln. „Nur weil man Lehrer ist, muss man ja nicht gleich so aussehen!“, lachte sie fröhlich. Sie nahm mir den Frisierumhang ab. An der Kasse ließ ich mir noch eine Visitenkarte geben und versprach, sie weiter zu empfehlen. Eilig verließ ich das Geschäft mit dem einfallreichen Namen „Silhouette“. Um mein eigenes Profil machte ich mir große Sorgen. Als ich mir, endlich zu Hause angekommen, die Haare gewaschen und gekämmt hatte, da wurde mir klar: Ich musste dringend zum Friseur! Meine Stirn war von einem prächtigen Pony bedeckt und im Nacken wellte sich das Haar. Mit der Redaktion standen mir harte Verhandlungen über eine Entschädigungszahlung bevor.

Andreas Reschke

Anti-G8-Mobilisierung in Halle

Ja, es gibt sie noch, die linken Globalisierungsgegner in Halle. Wer dachte, es sei dem „Nationalen Beobachter Halle“ und der NPD vorbehalten, gegen Bonzen und Kapitalisten aktiv zu werden, sieht sich getäuscht. Die tot geglaubte bzw. tot gehoffte linke Bewegung gegen die „neoliberale Globalisierung“ wird pünktlich zum anstehenden G8-Gipfel in Heiligendamm wieder munter.

Am 6. Februar 2007 lud ein „informeller Anti-G8-Tisch“ zum ersten „abenteuerlichen Anti-G8-Plenum“ in Halle ein. Während sich linke Globalisierungsfeinde früher noch die Mühe machten, ihre Kampagnen mit flotten Aufrufen aufzupeppen, in denen man den Regierungschefs der G8-Staaten empfahl, wie sie die Welt etwas netter regieren könnten, beschränken sich die hallischen Aktivisten um die „Rebels Clowns Army“ und „Badespasz“ auf den Protest als Selbstzweck. Betrachtet man die im Vorfeld laufenden bzw. gelaufenen Veranstaltungen zum Gipfel, wird schnell deutlich, dass man offensichtlich glaubt, es nicht mehr nötig zu haben, die angeblichen Feinde der Völker klar zu benennen. Wohl nicht zu Unrecht gehen die Aktivisten davon aus, dass der geneigte Leser auch so weiß, gegen wen es geht. Die besonders umtriebige Gruppe „Badespasz“ beschäftigt sich in ihren Veranstaltungen zwar mit so tiefsinnigen Fragen wie „G8: PR-Show oder Weltregierung“ oder prangert fiese Sauereien wie Biopiraterie an (Biopiraterie, so belehrt uns eine Veranstaltungsankündigung von Badespasz, ist, „wenn ein europäisches Unternehmen einen Patentantrag auf die heilsamen Wirkungen des Öls des marokkanischen Argan-Baums zur Verwendung in kosmetischen Produkten stellt“). Der Trend der Veranstaltungen geht allerdings dahin, dass es eher um die Form der Proteste geht. So gibt es ein Kommunikationstraining und eine „BlockAid-Infotour“, die sich an alle richtet, die „noch nicht wissen ob und wie sie ihre ‚inhaltlichen‘ Bedenken in aktiven Protest umwandeln können“. Welche „in-

haltlichen“ Bedenken hier den Aktivisten die so gern gefühlten Bauchschmerzen verursachen, bleibt natürlich unausgesprochen. Eine weitere Veranstaltung beschäftigt sich mit den G8-Protesten in Genua, bei der man ganz nostalgisch in der glorreichen Vergangenheit schwelgt, als noch alles schön und der Rabbatz noch mit Action gekoppelt war. Genau wie damals, als man nicht verstehen wollte, dass ordentliche Randalen von der Polizei nicht mit Applaus honoriert werden, versteht man auch nun – bereits im Vorfeld des Gipfels – nicht, dass auch die deutsche Polizei nicht alle Aktionsformen dulden wird. Aus diesem Grund wird von der Roten Hilfe Halle eine Rechtshilfeveranstaltung organisiert, in deren Titel gefragt wird, ob das G8-Treffen „Der Gipfel der Repressionen“ sei.

Der Rebel Clown Army sind die Gründe, warum man etwas tut, ähnlich egal wie den Badespasz-Leuten. Wichtiger scheint ihr, dass es getan wird. Sie sind sich, wie in einem ihrer Papiere erklärt wird, zwar darin einig, dass der „innere Clown“ gefunden werden soll. Es bleibt aber unklar, was diese Selbstfindungsversuche mit dem G8-Treffen oder dem Kempinski-Hotel, wo die Army eine ihrer Aktionen abhielt, zu tun haben, da dies doch eigentlich die Probleme der Therapeuten der Clowns sein müssten.

Um es zusammenzufassen: Die massenhafte Mobilisierung gegen das Treffen in Heiligendamm ist letztendlich kaum mehr als Selbstzweck, bei dem es darum geht, ein Gemeinschaftsgefühl zu pflegen, das es den Aktivisten ermöglicht, ihre Ressentiments

gegen die „Herrscher der Welt“ kollektiv auszuleben.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Wir wollen die hallischen Feinde der Globalisierung nicht dazu aufrufen, ihre Aktionen durch längere Kommandoerklärungen zu begründen. Diese würden ohnehin nur eine Rationalisierung des Ressentiments zur Folge haben, d.h. die abstrakten gesellschaftlichen Verhältnisse würden personalisiert, was somit tendenziell antisemitisch wäre. Auch wenn die Aktivisten auf Pamphlete verzichten, ist deren Motivation, nach Heiligendamm zu fahren, natürlich genauso falsch. Dennoch ist es manchmal besser, den schon so oft gehörten Blödsinn nicht noch ein weiteres Mal hören zu müssen.

Bei so viel Offenheit und inhaltlichen Aussparungen können sich folgerichtig viele verschiedene Gegner der Globalisierung angesprochen fühlen. Damit aber nicht die

falschen no-globals an den Aktionen teilnehmen, die vielleicht auch ihren „inneren Clown“ auf dem „Gipfel der Repressionen“ suchen, gibt es doch noch eine kleine Einschränkung: In der Ankündigung zum Anti-G8-Plenum heißt es, es werden explizit Gruppen und Personen ausgeschlossen, „deren politisches Denken und Handeln auf Sexismus, Antisemitismus, Rassismus und/oder Nationalismus basieren“ Und/oder Nationalismus? Naja, sei's drum.

Ach ja: Eine inhaltliche Veranstaltung zu den wirklich wichtigen Themen des Lebens findet in Halle dann doch noch statt. Im Rahmen der Buko-Kampagne gegen Biopiraterie gibt es hier vom 18. bis 20. Mai einen internationalen Kongress „zur Erhaltung alter landwirtschaftlicher Sorten und des freien Zugangs zu Saatgut“. Gerettet werden soll dort u.a. die „von Zerstörung und Privatisierung bedrohte Kulturpflanzenvielfalt“.

Bernd Meckel

Die Kunst der Langeweile – eine Theaterrezension

Am Thalia-Theater in Halle wurden nahezu zeitgleich zwei Stücke inszeniert, die vor allem an einem Punkt Gemeinsamkeiten aufwiesen: Ihre Regisseure bestätigten Samuel Becketts Aussagen über den Zustand der Welt und ihrer Bewohner unfreiwillig. Eine Rezension von Annegret Hahns „Endspiel“-Inszenierung und Mirko Borschts „Opfer-Popp“.

Das Leben im Spätkapitalismus gleicht einem permanenten Déjà vu. Nicht nur das Fernsehprogramm besteht aus der unendlichen Wiederholung des Immergleichen. Auch zwischen den Menschen scheint alles gesagt zu sein. Ab einem gewissen Alter ermüden die Gespräche im Bekanntenkreis nur noch, am Frühstückstisch werden die Klischees der Vorabendserien nachgestaltet, und in Diskussionen werden unverändert tausendmal gehörte Banalitäten aneinandergereiht. Selbst die richtigste Idee wird aufgrund ihrer praktischen Wirkungslosigkeit zum Stereotyp.

Samuel Beckett hat diesem Zustand sein „Endspiel“ gewidmet. Der zentrale Satz des Stückes lautet: „Irgend etwas geht seinen Gang.“ Und tatsächlich: „Irgend etwas“ passiert, und trotzdem verändert sich nichts. Hamm und Clov erzählen sich Tag für Tag dieselben Geschichten, geben sich mit den immergleichen Worten zu verstehen, wie sehr sie sich verachten, und beobachten durch Clovs Augen das Meer, das nicht einmal mehr Gezeiten zu kennen scheint. Das Stück beginnt dementsprechend mit dem Ende, das über zwei Stunden fortgeführt wird und auch beim Fallen des Vorhangs noch keinen Abschluss gefunden hat.

Die heutigen Theaterschaffenden scheinen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, Becketts Aussagen empirisch zu belegen. Ihre Stücke basieren auf der langweiligen Aneinanderreihung von Klischees, Stereotypen und schockierenden Szenen, die längst nicht mehr schockieren. Annegret Hahn, die Intendantin des Thalia-Theaters, hat kürzlich ungewollt bewiesen, dass Becketts Aussagen über die Wiederkehr des Immergleichen und das Leben nach der Maßgabe des Klischees auch mit einer Beckett-Aufführung bestätigt werden können. Während aus Becketts Text abwechselnd Hass, Wut, Selbstmitleid und Verzweiflung sprechen,

spricht aus Hahns „Endspiel“-Inszenierung nur noch Ausdrucksarmut. Die verschiedenen Gemütszustände, die nach jeweils anderen Ausdrucksformen – Schreien, Flüstern, Wispern usw. – verlangen, werden bei Hahn schlicht mit lautem Brüllen übersetzt. Die Intendantin und Regisseurin scheint Abscheu, Resignation, Erbitterung und Verzweiflung mit Lautstärke zu verwechseln. Der Text wird somit nahezu unverständlich, das für etwa zwei Stunden ausgelegte Stück wird aufgrund des stakkatoartigen Schreiens in gut einer Stunde abgespult.

Darüber hinaus hat sich Hahn an wohl entscheidendsten Punkt vom Original entfernt. Bei Beckett verabschiedet sich Clov letztlich von seinem Herrn, bleibt aber während des Abschlussmonologs stillschweigend in seiner Nähe stehen. Selbst als der Vorhang fällt, ist er immer noch da. Die Zuschauer wissen also nicht, ob Clov Hamm tatsächlich, wie immer wieder angekündigt, verlässt oder ob die Ankündigung genauso folgenlos bleiben wird wie die vorangegangenen. Bei Hahn tritt Clov hingegen tatsächlich von der Bühne ab, Hamm hält seinen abschließenden Monolog ohne Gesellschaft. Die Intendantin hat dem „Endspiel“ damit das verpasst, auf das Beckett mit gutem Grund verzichtet hat: ein Ende.

Als wäre dieser unfreiwillige Beleg der Beckettschen Annahmen noch nicht genug, lief am Thalia-Theater etwa zeitgleich zum „Endspiel“ ein weiteres Stück an, dessen Regisseur Becketts Aussagen über den Zustand der Welt und der Menschen ungewollt bestätigt. Mirko Borscht, der bereits mit dem unendlich schlechten Spielfilm „Combat 16“ an die Öffentlichkeit trat, inszenierte mit Hilfe von jugendlichen Laiendarstellern und finanzieller Unterstützung der Bundeskulturstiftung das Stück „Opfer-Popp“. Die Handlung ist schnell erzählt, weil nicht existent. Ein Jugendlicher nagelt seinen Vater in der

Plattenbausiedlung Halle-Silberhöhe an ein Kreuz. Es folgt die zusammenhanglose Aneinanderreihung von Klischees und Abziehbildern: Borscht präsentiert den jugendlichen Neonazi, der nur auf der Suche nach Liebe ist, den latent homosexuellen und garantiert pädophilen Medienvertreter, die krass-konkret sprechende gewalttätige Jugendbande usw. Die Kostüme und Masken der Brutalo-Gang sind aus „Clockwork Orange“ kopiert, und das Bühnenbild – eine Videoleinwand, Bildschirme und ein Baustellengerüst – hat vor mehr als zehn Jahren schon an der Berliner Volksbühne gelangweilt. Während Beckett und Co. Stereotypen und Klischees benutzen, um zu zeigen, dass das Leben und der menschliche Umgang auf die selbigen reduziert sind, scheint Borscht nicht einmal bewusst zu sein, dass er mit Klischees arbeitet. Er scheint lediglich das zum Ausdruck bringen zu wollen, was in ihm und seinen jugendlichen Darstellern, mit denen er das Stück nach eigener Aussage „entwickelt“ hat, abläuft. Und das ist nichts Gutes. In ihm scheint es so auszusehen wie im Kopf der Beckett-Figuren aus dem „Endspiel“.

Gerade aus diesem Grund können die Unterschiede zwischen beiden Stücken kaum größer sein. Die verzweifelte Aussage des „absurden Theaters“ Beckettscher Machart lautete: Es gibt keine Aussage mehr; eines seiner – allerdings unausgesprochenen – Ziele bestand darin, die Menschen vor sich selbst und der von ihnen geschaffenen Welt erschrecken zu lassen. In einem Brief an Max Horkheimer verwies Theodor W. Adorno in den 60er Jahren dementsprechend auf die Gemeinsamkeiten der kritischen Theorie und der Stücke Becketts: Beide konstatieren nicht nur die Unbewohnbarkeit der verwalteten Welt, sie zielen zugleich darauf ab, ihren Gegenstand durch seine Benennung abzuschaffen.

Im Unterschied zum „Endspiel“, das von Kritikern immer wieder aufgrund seines angeblich fehlenden Inhalts angeprangert wurde, hat Mirko Borschts „Opfer-Popp“ tatsächlich keine Aussage. Der Regisseur scheint zwar „irgend etwas“ über Medien, Kinder als Opfer, Eltern als Opfer und Väter als Täter erzählen zu wollen. Er ist dazu allerdings nicht in der Lage. Selbst in den Diskussionsrunden, die das Thalia-Theater nach der Aufführung des Stückes anbietet, bringt er nur das zustande, was von Studenten der Burg Giebichenstein, Spex-Lesern und Schülerzeitungsredakteuren mit Intellektualität verwechselt wird: so bedeutungsschwanger klingendes wie nichtssagendes Geplapper.

Von Becketts Versuch, die Menschen in aufklärerischer Absicht vor sich erschrecken zu lassen, bleibt bei Borscht nur die Sehnsucht nach dem Skandal. Das Dumme ist: Die Zeit der Skandale ist vorbei, die Menschen sind heute bereits im Jugendalter so abgeklärt wie früher nur der Lebenserfahrene Greis. Empörung entsteht nur noch, weil sie aufgrund der Erinnerung an das bürgerliche Zeitalter, das sie von Zeit zu Zeit zu simulieren versuchen, wissen, dass sie sich empören sollen. Borscht bleibt also, auch wenn ihm das vermutlich nicht bewusst ist, gar nichts anderes übrig, als auch bei seinem Skandal-Versuch schablonenhaft vorzugehen. Bereits in der ersten halben Stunde fließt dementsprechend massenhaft Kunstblut, es gibt die obligatorische Urin- und Fä-

kalszene, einen Kindesmissbrauch, Masken, deren Nase aus einem halberigierten Penis besteht, usw. Es folgen die Entblößung eines älteren, nicht mehr ganz ansehnlichen Mannes, Neugeborene werden erschlagen und gegessen, und eine Vergewaltigungsszene wird gezeigt. Kurz: Borscht reiht all das aneinander, was in der langen Geschichte des Theaters schon einmal für einen Skandal sorgte, inzwischen aber nicht einmal mehr einen Zwölfjährigen mit der Medienkompetenz eines Achtjährigen schockiert. Da der Regisseur zu ahnen scheint, dass seine Schockelemente nur noch Folklore sind, lässt er eine Figur regelmäßig über die Geschmacklosigkeiten auf der Bühne lamentieren. Was hier als ironisch-postmoderne Selbstdistanz verkauft wird, ist vor dem Hintergrund des gewollten Skandals nichts weiter als der tapzig-unbeholene Wink ans Publikum, dass es Zeuge eines großen Tabubruchs wird.

Glücklicherweise ist selbst das hallische Publikum manchmal schlauer als erwartet. Gewöhnlich gut informierten Kreisen zufolge reißt sich nicht einmal das Stammpublikum des Thalia-Theaters um Karten für „Op-

fer-Popp“. Auch die Mitteldeutsche Zeitung tat Borscht nicht den Gefallen, sich über das Stück zu empören. Lediglich die Bildzeitung spielte mit und entrüstete sich darüber, dass „Opfer-Popp“ „unsere“ Jugend verrohe. Allein der routinierte, stereotyp-gelangweilte Tonfall dieser Entrüstung zeigte jedoch, dass hinter der Schlagzeile nicht wirklich Empörung stand. Kaum jemand dürfte hierzu weniger in der Lage sein als die professionellen Skandaljäger der Bild-Zeitung. Die Thematisierung des Stückes dürfte daher auf der Notwendigkeit basieren haben, die Seiten der Zeitung zu füllen und der berufsmäßigen Verpflichtung nachzukommen, den täglichen Skandal zu liefern. In Zeiten, in denen es keine Skandale mehr gibt, beruht der Skandal auf der Verabredung zum Skandal. Doch selbst an den ohnehin bescheidenen Kriterien des Blattes gemessen, ist „Opfer-Popp“ nur langweilig und ermüdend. Möglicherweise stand hinter der Bild-Schlagzeile dann auch weniger das Bedürfnis, auf dem Skandal-Ticket mitzureisen, als unprofessionelles Mitleid mit den armseligen Tabubruch-Versuchen Mirko Borschts.

wegung war die moderne Großstadt, in der der Mensch nicht mehr als Teil der Natur lebe. Jörg Schmidt schrieb vor zehn Jahren in der Bahamas zu dieser Bewegung folgendes: „Die Siedlungsgemeinschaften hatten den Anspruch, über autarke Selbstversorgung, gelebten Vegetarismus, durch Lichtbäder und Nacktarbeit, durch Ausdruckstanz und das Tragen von Reformkleidung, in Absonderung von der Gesellschaft zur Gemeinschaft zu gelangen“⁵. Lange musste sie darauf nicht warten; die Lebensreformbewegung löste sich schließlich in der nationalsozialistischen Bewegung bzw. ihren Vorgängerorganisationen auf. Diese Einflüsse spiegeln sich zum einen im schon genannten „grünen Flügel“ der NSDAP als auch in der NS-Tierschutzgesetzgebung wider.

In diesem Zusammenhang lohnt sich also ein tieferer Blick auf die Geschichte des deutschen Tierschutzgesetzes: Das Reichsstrafgesetzbuch von 1871 sah eine Bestrafung von Tierquälerei wegen der Erregung öffentlichen Ärgernisses, also: der Verletzung menschlichen Empfindens, vor. Direkt nach der Wahl Hitlers zum Reichskanzler wurde diese Norm geändert und zum ethischen Tierschutz übergegangen. Bestraft werden konnte fortan derjenige, der ein Tier „roh misshandelt oder absichtlich quält“⁶. Im gleichen Prozess wurde ein neues Schlachtrecht eingeführt, welches sich insbesondere gegen die religiösen Praktiken des Schäch tens der zu der Zeit noch lebenden Juden richtete. Nach amtlicher Begründung fand in diesem Gesetz „der Gedanke Raum, dass das Tier des Tieres wegen geschützt werden muss“⁷.

Kurz darauf verbot Hermann Göring Vivisektionen. Es „habe nicht weiter geduldet werden können“, so Göring, „dass das Tier einer leblosen Sache gleichgestellt“⁸ wird. In Bezug auf Menschen waren der Tierfreund Göring, der lange Zeit als Ehrenvorsitzender des deutschen Tierschutzbundes fungierte, der Vegetarier Hitler, der seine Fleisch essenden Gäste mit endlosen Monologen zum Thema Ernährung traktierte und sich von Reichsbauernführer Walther Darré täglich mit frischem Bio-Gemüse versorgen ließ⁹, sowie der NS-Grüne Rudolf Hess hingegen weniger sensibel: In den Konzentrationslagern, Ghettos und Zwangsarbeitsfirmen wurden Menschen „einer leblosen Sache gleichgestellt“: Vivisektionen wurden nun nicht mehr an Ratten oder Mäusen durchgeführt, sondern Arzneimitteltests konnten in den Laboratorien von Auschwitz und anderen Vernichtungslagern direkt an jüdischen und sowjetischen „Untermenschen“ durchgeführt werden.

1937 wurden – was kaum einer weiß – Tiere in die deutsche Volksgemeinschaft aufgenommen. „Das Tier“, so das Deutsche Tierärzteblatt im Jahr 1937, genieße durch die nationalsozialistische Tiergesetzgebung „wegen seiner Zugehörigkeit zur völkischen Gemeinschaft einen seiner Bedeutung entsprechenden Schutz“¹⁰. Der Führer des Reichstierschutzbundes bezeichnete den Tierschutz als „deutsch-nationale Pflicht“ von größtem volkswirtschaftlichem Wert¹¹.

Die Nationalsozialisten haben mit ihrem irrationalen Tierkult einerseits und der Vernichtung „minderwertiger Rassen“ andererseits eindrucksvoll demonstriert, dass Tierliebe und Menschenhass – zumindest solan-

Manfred Beier/Andreas Halberstädter

Ich ess' Blumen (Teil 2)

Anfang Januar organisierten die AG Antifa im Stura der Universität Halle und die AG no tears for krauts einen Vortrag mit dem Titel „Who killed Bambi? Das regressive Bedürfnis deutscher Tierfreunde“. Nachdem in der letzten Ausgabe der erste Teil des Vortrags erschien, dokumentieren wir hier den zweiten Teil.

Tierrechte & Geschichte

Den Mitgliedern von Zusammenhängen wie der Tierrechtsgruppe Nord oder der Tierrechtsgruppe Leipzig, ist schon qua ihrer Namensgebung eines gemein: Die fanatische Propagierung der Rechte für Tiere. Mit welchem Recht sie als Menschen höchst selbst diese geltend machen, bleibt dabei im Dunkeln. Die Anwaltschaft der Tierrechtler speist sich nicht aus einer durch Tiere verliehenen Legitimität.

Überdies ist die Geltendmachung von Rechten, ohne dabei den Staat mitzudenken, nicht möglich, denn dieser besitzt bekanntermaßen das Gewaltmonopol. Das heißt, das Recht an sich ist keine dem Individuum von sich aus zustehende Konstante, sondern ein beiderseitig akzeptierter Vertrag zwischen Rechtssubjekt und Staat, in dem der Staat den Menschen die jeweiligen Rechte mittels Exekutive und Judikative garantiert. Die Grundlage für das Funktionieren dieses Modells ist ein Rechtsbewusstsein. Ein Tier hat weder ein Rechtsbewusstsein, noch ist es Rechtssubjekt; es kann gar keins sein, da es in Ermangelung der potenziellen Fähigkeit zu adäquater Kommunikation niemals zur selbstständigen juristischen Wahrnehmung seiner Rechte fähig ist. Tierrechtler haben sich so den Traum aller Polit-Funktionäre erfüllt: eine Basis, die ihren Vertretern nie das Vertrauen entzieht.¹

Die für Tierrechtler entstehende Stellvertreterposition, in der sie sich notwendig wieder finden müssen, widerspricht paradoxerweise jedoch der antispeziesistischen Weltanschauung, da sich der Mensch damit unzulässig über die Tiere erhebt. Diese Inkonsistenz der Ideologie führt jedoch nicht zum kritischen Hinterfragen dieses Denkens, sondern zu umso hartnäckigeren Mo-

ralisieren im vermeintlichen Sinne der Tiere. Für einen Menschen ist es nicht zu erschließen, wie ein Tier sich in bestimmten Situationen fühlt; wenn er es dennoch versucht, projiziert er menschliches Bewusstsein auf die „begriffslose Welt“² der Tiere. Wo sich das Tier nicht zum Menschen erhöhen lässt, muss also der Mensch zum Tier erniedrigt werden.

Beschäftigt man sich mit der Geschichte von Tier-, Natur- und Umweltschutz, stellt man recht bald fest, dass keine Regierung vor dem Amtsantritt der Rot/Grünen 1998 „so mit Öko-Ideologie befrachtet [war], wie die nationalsozialistische“³. Der „grüne Flügel“ in der NSDAP war Hitler, Walther Darré, Rudolf Hess, Fritz Todt und Alwin Seifert „schwärmte [...] für regenerative Energien, alternative Heilkunst und Bio-Landwirtschaft“⁴, wie dem Buch „Naturschutz und Nationalsozialismus“ zu entnehmen ist.

Schon weit vorher – im völkischen Milieu des 19. Jahrhunderts – war der Komponist und Antisemit Richard Wagner der wohl einflussreichste Propagandist eines strengen Vegetarismus. Dieser auf deutschem Boden prächtig gedeihende Vegetarismus war eng verschmolzen mit klassisch kulturkonservativem und naturmedizinisch-freireligiösem Denken. Er wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der Lebensreformbewegung aufgegriffen, aus der wenig später die heute noch existierenden Reformhäuser entstanden. Diese Bewegung war zwar heterogen, hatte aber bestimmte zentrale Bezugspunkte. Sie propagierte ein „anderes Leben“, die „Einheit von Leib und Seele“ und versuchte, mittels Naturheilkunde, Vegetarismus, Ernährungsreform und Freikörperkultur die verderbten Einflüsse der Moderne hinter sich zu lassen. Hauptangriffspunkt der Be-

ge Ausbeutung von Menschen zur Grundlage des gesellschaftlichen status quo gehört – zwei Seiten derselben Medaille sind.

In einem 1941 erschienenen Tierschutz-Taschenbuch war zu lesen: „Während wir früher im Reichsstrafgesetz völlig unzulängliche, mit der hohen Kulturstufe des deutschen Volkes nicht in Einklang stehende Strafvorschriften besaßen, brachte uns schon das erste Jahr der Kanzlerschaft unseres Führers Adolf Hitler, des warmherzigen Tierfreundes, das Reichstierschutzgesetz. Wir Deutschen dürfen uns rühmen, die beste Tierschutzgesetzgebung der Welt zu besitzen.“¹² Auch die Umwelt- und Naturschutzverbände warfen sich den Nationalsozialisten direkt nach deren Machtergreifung an die Brust. Von der damaligen Vorsitzenden des Vorläufers des NABU, dem Reichsbund für Vogelschutz, wurde „ein sieghaftes Heil auf unseren Volkskanzler“¹³ geschmettert. Die Vorgängerorganisation des heutigen B.U.N.D. stellte erfreut fest, dass „keine Zeit [...] für unsere Arbeit so günstig [war], wie die jetzige unter dem Hakenkreuzbanner der nationalen Regierung.“¹⁴

Im Gegensatz zu vielen anderen Gesetzen blieb das Reichstierschutzgesetz auch nach 1945 in Kraft und galt noch Jahrzehnte als vorbildlich.

Tierliebe und Menschenhass

Diese Verweise auf den nationalsozialistischen Tierschutz, Hitlers vegetarische Ernährung oder seine Liebe zu seinem Schäferhund Blondie sind ausnahmsweise nicht polemisch. Denn es bestehen tatsächlich Zusammenhänge zwischen der Liebe zu Tieren und dem Hass auf Menschen. Eine empirische Studie, die Wolfgang Pohrt 1990 über das westdeutsche Massenbewusstsein erstellt hat, kam zu dem Ergebnis: Die Zustimmung zur Forderung nach härteren Strafen für Tierquälern und zur Aussage, Tiere sind „manchmal die besseren Menschen“, korrelierte besonders stark mit anderen Sätzen, die Pohrt zum „Zwang-, Neid- oder Strafsyndrom“ zählte. Die jeweiligen Forderungen und Aussagen wurden besonders häufig von Menschen bejaht, die auch dem Satz zustimmten: „Wenn der Zuwandererstrom nicht aufhört, der über uns hereingebrochen ist, muss die Entwicklung im Chaos enden.“¹⁵

Pohrt vermutete aus diesem Grund, dass die Liebe zum Robbenbaby weniger „dem Erbarmen mit der geschundenen Kreatur“ entspringt; sie ist dem Tierfreund vielmehr nur „einer von allerlei Vorwänden dafür, die geschundene Kreatur zu quälen, besonders dann, wenn sie auch noch menschliche Züge trägt“¹⁶. Mit anderen Worten: Der Hass gegen Menschen, die Unfähigkeit zu menschlicher Objektbesetzung, wird als Barmherzigkeit gegen Tiere verkleidet. Ein Blick in die Zeitschriften und Internetforen veganer Tierrechtler bestätigt diese Vermutung. Bei der Lektüre der entsprechenden Stellungnahmen bekommt man Angst, dass die jeweiligen Autoren ihr Wissen über Schlachtvarianten, Ausweidemethoden und Tötungsarten, das wirklich sehr beeindruckend ist und vermutlich das eines Metzgerlehrlings im dritten Lehrjahr überschreitet, irgendwann einmal anwenden könnten. Einige Beispiele: Die Punkband Muff Potter kritisierte Jagd auf ihrer zweiten LP zunächst als „Mord“ und beschrieb dann ihre Gewaltphantasien

gegen den Jäger („Und irgendwann hörst du den letzten Schuss, und dann mein Freund, dann ist Schluss!“). In der „Konkret“ wurde vor einigen Jahren von einem Tierschützer berichtet, der ein Tierversuchslabor angezündet hatte, und schließlich in einem Gefühlsausbruch vor Gericht erklärte: „Ich hasse die Leute, die Tiere quälen. Ich würde sie umbringen, wenn ich Gelegenheit hätte.“¹⁷ Und in einem großen Tierrechtsforum schrieb ein Teilnehmer vor einiger Zeit: „Menschen, die nur aus ihrer grausamen Gier nach dem Leid der Tiere sie so misshandeln oder verunstalten, gehören, auch wenn es jetzt hart klingt (aber für mich als Tierliebhaber ist es so), gefoltert und gequält.“¹⁸ Die anderen Teilnehmer waren offenbar der gleichen Meinung. Denn: Empörte Kommentare, Zurechtweisungen und Kritik blieben aus.

Die Speerspitze der Bewegung gibt sich allerdings längst nicht mehr mit Gewalt- und Vernichtungsphantasien gegen einzelne Personen zufrieden. Während einige Tierrechtler nämlich noch glauben, die Probleme der Welt könnten behoben werden, wenn sich alle Menschen vegan ernähren würden – sie rechnen immer wieder vor, dass zehn Kilogramm Getreide zur Herstellung eines Kilos Fleisch benötigt werden –, hat die Avantgarde der Szene bereits andere Ideen für die Lösung des Welternährungs-, Umwelt- und Tierschutzproblems parat: Hermann Peter Piwitt, der leider immer noch in der „Konkret“ schreiben darf, sprach bereits 1988 von der „Notwendigkeit des sanften Verschwindens der Menschen von der Erde“¹⁹. Dave Foreman, Herausgeber des Vereinsblattes der veganfascistischen Organisation Earth First erklärte vor einigen Jahren: „Das Schlimmste, was wir in Äthiopien machen können, ist helfen – das Beste, die Natur ihre eigene Balance finden und die Leute dort einfach verhungern lassen.“²⁰ Und in der autonomen Tierrechtszene kursierte lange Zeit das Buch „A Declaration of War. Killing People to save Animals and the Environment“, dessen Autor „Screaming wolf“ erklärte: „Die Befreier glauben, dass das Beste, was der Erde und all ihren nicht-menschlichen Bewohnern passieren kann, ist, wenn die menschlichen Gesellschaften und alle Menschen ein Ende finden würden [im Sinne von Sterben]. Die von Menschen verursachte Zerstörung der Umwelt und anderer Kreaturen würde ebenfalls enden. Die Tyrannei der Menschen wäre vorbei. Dafür werden die Befreier gern selbst zum Märtyrer.“²¹

The Aryan Vegetarian

Solche Vernichtungswünsche gegen die Menschheit werden in zahlreichen Szenepublikationen zwar immer wieder kritisiert. Die Sehnsucht nach dem großen Aufräumen findet sich allerdings oft auch bei denjenigen, die sich von Piwitt oder Organisationen wie Earth First distanzieren. Insbesondere dann, wenn vegane Tierrechtler fragen, warum Tiere „ausgebeutet“ oder geschlachtet werden, wird es regelmäßig faschistisch. Bei genauem Hinsehen wird deutlich, dass der Verweis auf die so genannte „Ideologie des Speziesismus“ lediglich eine Reaktion auf die linke Kritik an der Personalisierung gesellschaftlicher Prozesse darstellt. Spätestens in Internetforen, in der internen Kommunikation, aber auch bei der Agitation wird nämlich Klartext gesprochen. Die vegane Welt ist dort

sauber in Gut und Böse unterteilt: Auf der einen Seite stehen die tapferen Tierrechtler und ihre vier- und mehrbeinige Freunde, die mit ihnen gemeinsam die Tatze aus dem grünscharzen Stern recken. Auf der anderen Seite befinden sich die fieseren Tierfeinde, die von Profitgier, Bluttausch oder Genussucht angetrieben werden. Jäger, so ist bei tierbefreier.de zu lesen, würden Tiere „aus niederen Beweggründen, aus Lust am Töten oder aus Gründen ökonomischer Profitmaximierung“ ermorden.²² Eine Initiative gegen das Tierversuchslabor Covance empört sich auf ihrer Homepage darüber, dass das „wahre Gesicht“ der Firma „größtmögliche Profitmaximierung“ ist – eine bahnbrechende Erkenntnis für ein Unternehmen, das, wie wir alle, den Gesetzen des Marktes unterworfen ist.²³ Und nachdem ein Mitarbeiter der Firma Peek und Cloppenburg, die sich die Szene vor einiger Zeit zum Lieblingsfeind erkoren hat, gegenüber einem Tierrechtler erklärt hatte, dass Interessenskonflikte eben „nicht durchgängig zu aller Zufriedenheit gelöst werden“ könnten, beklagte sich die Initiative „Offensive gegen die Pelzindustrie“ auf ihrer Homepage: „Wenn man bei dem Mord an Millionen so genannter Pelztiere von ‚Interessenkonflikten‘ spricht, so spricht daraus nur der eiskalte Profitwille, der buchstäblich über Leichen geht.“²⁴ Verantwortlich für Massentierhaltung, Vivisektionen und ähnlich unappetitliche Dinge ist also weder der Prozess der misslungenen Zivilisation noch das System der Wertvergesellschaftung, sondern eine böartige Gang von Naturfeinden, die, wie vor kurzem auf Indymedia erklärt wurde, nach einer „profit-, macht- und ruhmversprechenden Karriere“ streben²⁵ – „wobei mir“, wie Wiglaf Droste solche Äußerungen vor einigen Jahren kommentierte, „die Sache mit der ‚Ruhmsucht‘ am besten gefällt; man sieht die Tierversucher schon strahlend und kadaverschwenkend vor TV-Kameras treten“²⁶.

Im Unterschied zur Mehrheit der heutigen Tierrechtler scheuten sich die Gründungsväter der Bewegung nicht, diese Personifikation der gesellschaftlichen Verhältnisse weiter zu konkretisieren und die „Mächte des Bösen“, von denen die Essener Veganer-Crew Wildlife vor einigen Jahren sprach²⁷, mit Name und Anschrift zu benennen. Das völkische Milieu des 19. Jahrhunderts hatte auf die Frage „Who killed Bambi“ nämlich eine eindeutige Antwort parat: die Juden. In einer glücklichen Urzeit, so erklärte etwa der aryan vegetarian Richard Wagner, der im 19. Jahrhundert als einer der ersten für die Rechte von Tieren eintrat, hätten sich die Menschen vegetarisch ernährt. Doch dann seien die Juden gekommen, deren Gott „das fette Lammopfer Abels schmackhafter fand als das Feldfruchttopfer Kains“, und hätten die Menschheit in den barbarischen Zustand des Fleischkonsums getrieben.²⁸ Leon Poliakoff kommt in seiner „Geschichte des Antisemitismus“ zu dem Schluss: „Der besondere Wesenszug, der bei Wagner mit dem Hass gegen die Juden Hand in Hand zu gehen scheint, ist [...] die Liebe zu den Tieren.“²⁹ In dieser Tradition steht nicht nur der NS-Propagandafilm „Der ewige Jude“, an dessen Ende eine Schächtungszenen gezeigt wird, die die vermeintliche Brutalität und Blutgier der Juden unterstreichen soll – und auf die das Versprechen folgt, die „Judenfrage“ zu lö-

sen –; sondern in dieser Tradition steht auch PeTA-Aktivist Jack Lucas. Als Reaktion auf einen Artikel in der Zeitschrift „Die Jüdische“, in dem auf antisemitische Tendenzen bei PeTA verwiesen wurde, schrieb Lucas einen Brief an die Zeitung. Darin beschwerte er sich nicht nur darüber, dass in der Jüdischen kein „Einspruch gegenüber kosheren Schlachtungsmethoden“ zu finden sei – Zitat Lucas: „im Gegenteil, auch hier verstecken sie sich hinter kulturellem und religiösem Geröll“ –, sondern behauptete zugleich, dass die Zeitung „der angeblich eigenen Sache, Antisemitismus Einhalt zu gebieten“, erheblichen Schaden zufügen würde. Mit anderen Worten: Die Juden sind selbst Schuld am Antisemitismus.³⁰

Das vegane Paradies

Ohne diese finsternen Gestalten, die sich von der bösen Ideologie des Speziesismus verblenden lassen, ohne ihre „Heuchelei und Lüge, Rücksichtslosigkeit und Bequemlichkeit“³¹, so wird in den Pamphleten der veganen Tierrechtsszene regelmäßig suggeriert, wäre das Leben auf der Erde das reine Paradies. Wie die ideale vegane Gesellschaft aussehen würde, lässt sich aus dem Bemühen der veganen Tierrechtler ablesen, die Differenz zwischen Mensch und Natur zur Seite der Natur hin aufzulösen. Das Land, wo „Milch und Honig fließt“, das seit Jahrhunderten der Inbegriff eines besseren Lebens ist, ist für die vegane Tierrechtsbewegung aus gutem Grund die Hölle.

Hierzu ein kleiner Exkurs: Von Menschheit im emphatischen Sinn lässt sich erst seit der Entstehung des Tauschhandels und damit: mit dem Beginn der Emanzipation der Menschen von Natur, Sippe, Blut, Boden und Scholle sprechen. Vorher unterschied sich das Leben der Menschen tatsächlich nur marginal vom Leben der Tiere. Der Tauschhandel beginnt, wie Marx in den *Grundrissen* erklärt, „da, wo die naturwüchsigen *Gemeinschaften* aufhörten, in ihrem Kontakt mit Fremden“.³² In diesem „Kontakt mit Fremden“, die in der Regel Händler oder Sklaven waren, erfuhren sich die Menschen nicht nur erstmals als Gattungswesen, sondern sie erfuhren auch, dass ihre Scholle nicht die Welt, ihr Vater nicht Gott und die Dorfschönste nicht das Maß der Dinge ist. Im Kontakt mit den fremden Händlern, mit der Entstehung von Handelswegen und dem damit verbundenen Beginn der Loslösung von Sippe, Stamm und Natur entstand erstmals ein Verlangen, das über die einfachen Bedürfnisse der Reproduktion hinausging. Getauscht wurden nicht die lebensnotwendigen Dinge des täglichen Bedarfs, sondern getauscht wurden die überflüssigen Dinge für die kleinen Freuden der Feiertage. Essen diente plötzlich nicht mehr nur der Ernährung, sondern die Händler brachten seltene Früchte mit, die man sich als Belohnung gönnte. Kleidung sollte nicht mehr allein vor den Widrigkeiten der Natur – Wind, Regen, Kälte – schützen, sondern auch noch gut aussehen. Und auch in Hinblick auf Liebe geht die Emanzipation von Natur, Sippe und Stamm mit dem Bedürfnis nach Luxus und Genuss einher. Wolfgang Pohrt hierzu: „Wo vorher in Gestalt von Nachbarskindern sich ein Acker mit dem angrenzenden zusammentat, um seine künftigen Bebauer zu zeugen, da herrscht im Verhältnis der Geschlechter nun nicht mehr der

natürliche, überkommene Gang der Dinge, sondern die subjektive Willkür des anmaßenden Einzelnen: Sein Wille, nicht mehr mit der Nächstbesten vorlieb zu nehmen, sondern die auserwählte schöne Fremde zu besitzen. Erst dieser Wille fasst das Naturverhältnis der Geschlechter unter moralischen Kategorien, und Paarung ist nicht mehr Naturnotwendigkeit oder Triebbefriedigung, sondern Lust.“³³

Mit der Auflösung des Menschen in der Natur, nach der vegane Tierrechtler mit ihrer Forderung nach der Gleichsetzung von Mensch und Tier verlangen, wird der status quo ante simuliert; die Menschen werden auf ihre kreatürlichen Bedürfnisse – Schlafen, Trinken, Essen, Heterosex – reduziert. Diese Gesellschaft des Verzichts nimmt die vegane Tierrechtbewegung schon heute vorweg. So erinnert nicht nur die vegane *Ernährung*, das Ersetzen von Käse, Milch und Honig durch fade Sojaprodukte oder Zuckerrübensirup aus Zörling, durch Produkte, von denen selbst der PeTA-Aktivist Kaplan erklärt, sie seien an sich ungenießbar, an Selbstgeißelung und Entsagung. Sondern auch die sonstige Lebensweise von Hardcore-Tierrechtlern ist von asketischer Verzichtsethik geprägt. Bei tierbefreier.de können vegane „Matratzen, Kissen, Steppbetten und Unterbetten“ mit dem Namen Kappok bestellt werden, die folgendermaßen beworben werden: „Kappok ist reine Natur, keine Pferdehaare oder Daunen. Man kann supergut drauf schlafen. Zwar etwas hart, aber gut für den Rücken und vor allem ohne Tierleid.“ Ähnliches ist auch auf der Homepage vegan-wiki.de zu finden, wo u.a. Tipps für das konsequente vegane Leben gegeben werden. Auf die Frage nach dem Verhältnis von Veganismus und Verkehrsmitteln („Autos töten Insekten. Busse enthalten tierische Fette als Schmiermittel. Verzichtbar?“) wird geantwortet: „Es ist grundsätzlich möglich, sich ausschließlich vegan fortzubewegen, z.B. durch vorsichtige Radfahren oder Fußgehen. Längere Strecken können ganz vermieden werden, z.B. durch Urlaub zu Hause oder Umzug in den Ort, in welchem man seine Arbeitsstelle hat.“ Den Wespen, Käfern und Ameisen zu Liebe sollen Wohn- und Arbeitsstätte also verschmelzen.

So viel Selbstgeißelung und Triebunterdrückung, das ist seit Freud, Reich und Fromm bekannt, verlangen nach einer Abfuhr bzw. einem Ausgleich. Vielleicht dienen die Fotos zerstückelter Tiere, ohne die keine vegane Zeitschrift und kein veganes Aufklärungsplakat auskommt, und zu denen der Tierrechtler ein ähnlich obsessives Verhältnis zu haben scheint, wie der katholische Priester zu Kinderpornographie, vielleicht dienen diese Metzselfotos der Kompensation dieser Entsagungen. Genauso wie das Pogrom der einzige Luxus ist, den sich der Antisemit gönnt, könnten die Splatter-Videos aus Schlachthöfen, die für fünf Euro bei PeTA gekauft werden können, der einzige Luxus sein, den sich der vegane Tierrechtler gibt, bis er so richtig auf der Erde aufräumen kann.

Auf du und du mit dem Zeitgeist

Wie die Protagonisten jeder konformistischen Rebellion sehen sich auch die veganen Tierrechtler in Opposition zum Zeitgeist; wie bei jeder konformistischen Rebellion exeku-

tieren allerdings auch die Tierfreunde, was ohnehin auf der Tagesordnung steht. Zur Erklärung: Die Entzauberung der Welt durch die fortschreitende Zivilisation und Naturbeherrschung, von der Max Weber spricht, geht bekanntlich mit ihrer erneuten Verzauberung einher. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden zu dinghaft erstarrten Naturverhältnissen; sie erscheinen als zweite Natur. In diesem Prozess der Emanzipation von der ersten Natur teilt der Mensch das Schicksal seiner übrigen Welt. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der „Dialektik der Aufklärung“: „Die Gesellschaft setzt die drohende Natur fort als den dauernden, organisierten Zwang, der, in den Individuen als konsequente Selbsterhaltung sich reproduzierend, auf die Natur zurückschlägt als gesellschaftliche Herrschaft über Natur.“³⁴ Mit anderen Worten: Da die Natur, wie Horkheimer in der „Kritik der instrumentellen Vernunft“ erklärt, „nicht wirklich transzendiert oder versöhnt, sondern bloß unterdrückt“ wird³⁵, revoltiert sie; die verdrängten Wünsche, inneren Konflikte und Triebe der Menschen werden im Pogrom, in Verfolgungen und Unterdrückung ausgelebt. Anstatt in einen „wahrhaft menschlichen Zustand“ einzutreten, versinkt die Menschheit in einer neuen Art von Barbarei; die Menschheit fällt, so Horkheimer in den 1960er Jahren, wieder auf den „Status einer besonders geschickten, raffinierten Tierrasse“ zurück.³⁶

Mit ihrer Forderung nach der Gleichsetzung von Mensch und Tier affirmieren die veganen Tierrechtler diesen Prozess der Selbsterstörung von Aufklärung und Zivilisation. Statt einer Auflösung des Menschen in der Natur das Wort zu reden, gilt es, an der Idee des Menschen, das heißt: der Unterscheidung von Mensch und Tier, festzuhalten und die Aufklärung unter Reflexion auf ihre rückläufigen Momente zu vollenden. Nur so ist der „wahrhaft menschliche Zustand“, den Adorno und Horkheimer nicht in der Renaturalisierung des Menschen, sondern der Versöhnung von Mensch und Natur, Vernunft und Natur bzw. Zivilisation und Natur benannt haben, zu denken. Möglicherweise werden die Menschen in diesem Zustand auf den Genuss von Fleisch verzichten. Wenn sie das aber tatsächlich tun sollten, dann werden sie diese Entscheidung nicht treffen, weil Mensch und Tier gleich sind, sondern aufgrund des Gegenteils: Weil nämlich der Mensch aufgrund seines Unterschieds zum Tier zu Vernunft und zu Emphase fähig ist – und damit auch zum Mitleid mit der geschundenen Kreatur.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Peter Köpf: Ein Herz für Tiere? Über die radikale Tierrechtsbewegung, Bonn 1996
- 2 Vgl. Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main 1969
- 3 Zit. nach Johannes Radkau, Frank Uekötter (Hrsg.): Naturschutz und Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2003
- 4 Ebd.
- 5 Vgl. Jörg Schmidt: Das Ganzheitliche ist das Unwahre, in: Bahamas 21/1996
- 6 Vgl. jung.jura.uni-sb.de/Seminare/Tina.htm
- 7 Vgl. www.uni-leipzig.de/journal/heft798/s22.htm
- 8 Zit. nach Henryk M. Broder: Arier und Vegetarier, in: ders.: Schöne Bescherung, Augsburg 1994, S. 50.
- 9 Vgl. Johannes Radkau, Frank Uekötter (Hrsg.): Naturschutz und Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2003
- 10 Zit. nach Peter Köpf: Ein Herz für Tiere? Über die radikale Tierrechtsbewegung, Bonn 1996
- 11 Ebd.

- 12 Vgl. www.vegetarierbund.de/nv/nv_2002_4___su-sann_witt-stahl_tierschutz_als_propagandawaffe_der_nazis.html
- 13 Zit. nach Joachim Radkau, Frank Uekötter (Hrsg.): *Naturschutz und Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 2003
- 14 Ebd.
- 15 Wolfgang Pohrt: *Der Weg zur inneren Einheit*, Hamburg 1991, S. 249f.
- 16 Ebd., S. 249.
- 17 Zit. nach Peggy Parnass: „Dann sah ich alles“, in: *Konkret* 3/1984.
- 18 Vgl. www.reptilien-forum.info/wbb3/thread.php?p ostid=97022&sid=e7070a4bd698cd1f6a95f3f880f8 bb19#post97022.
- 19 Hermann Peter Piwitt: *Käptn Iglu und der Humanismus*, in: *Konkret* 10/1988.
- 20 Zit. nach Peter Bierl: *Und ewig rauschen die Wälder*, in: *Ökolinx* 23/1996.
- 21 Zit. nach Uli Krug: *Böse Juden, liebes Vieh*, in: *Konkret* 9/1996.
- 22 Vgl. www.tierbefreier.de/jagd.html.
- 23 Vgl. projekte.free.de/atah/texte/covancetotet.html.
- 24 Kampagnenteam der Offensive gegen die Pelzindustrie im Dezember 2002: *Kampagnenstart gegen P&C. Peek und Cloppenburg mordet mit*, www.offensive-gegen-die-pelzindustrie.de.

- 25 germany.indymedia.org/2004/06/86037.shtml.
- 26 Wiglaf Droste: *Sieger sehen anders aus*, Berlin 1994, S. 36.
- 27 Zit. nach Peter Bierl: *Und ewig rauschen die Wälder*.
- 28 Zit. nach Leon Poliakov: *Geschichte des Antisemitismus*. Bd. 6, Worms 1987, S. 257.
- 29 Ebd.
- 30 Nebenbei: Noch rabiatere ging eine Tierrechtlerin vor einigen Jahren in München vor: Sie produzierte Aufkleber und Plakate, auf denen u. a. zu lesen war: „Schächten immer noch! Juden, hört auf, Tiere für euren Ritualwahn bestialisch zu Tode zu quälen“ und „Wie lange noch wollt ihr jüdischen Völker die Tiere bestialisch zu Tode quälen“. Einen dieser Aufkleber brachte sie am Geschäft einer Ausschwitz-Überlebenden an. Vgl. *Archiv für Sozialpolitik*: „Jeder ist uns der Nächste“, in: *Konkret* 10/1993.
- 31 Zit. nach Horst van Houweninge: *Veganismus vs. Kommunismus*.
- 32 Zit. nach Wolfgang Pohrt: *Der Geheimagent der Unzufriedenheit*, Berlin 1990, S. 50.
- 33 Ebd., S. 51.
- 34 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung* (1944), Frankfurt am Main 1988, S. 205.
- 35 Max Horkheimer: *Gesammelte Schriften* Bd. 6, Frankfurt am Main 1991, S. 106.
- 36 Ebd., S. 420.

das hat seinen Grund: In der Phase der Kindheit, die hier simuliert wird, war scheinbar noch alles in Ordnung. Hier war man noch nicht schonungslos mit den Schwierigkeiten des Lebens, dem Arbeitsmarkt, der Kontaktpflege und der Entscheidungsfindung, konfrontiert. In der Nähe der Eltern, Tanten, Großeltern oder in der Kinderbande, deren Innenleben sich tatsächlich von der Erwachsenenwelt und ihrer instrumentellen Vernunft unterschied, fühlte man sich geborgen und behütet. Insbesondere in der frühkindlichen Phase war man zudem Eins mit der Welt und wurde für die eigenen Handlungen noch nicht verantwortlich gemacht. Vor allem aber, so malt es das gängige Bild, war man der oft als Zumutung und Last empfundenen Sexualität noch nicht ausgesetzt. Das Gefühl des Hin- und Hergerissenseins, des unerfüllten Verlangens, des Zurückgewiesenwerdens, das oft weitaus demütigender ist, als die Mobbingattacken der Kollegen, das teilweise selbstzerstörerische Verlangen nach Hingabe bis zur Selbstaufgabe, die sexuellen Unsicherheiten: all das, so lautet die landläufige – und in ihrer Absolutheit irri- ge (Stichwort: kindliche Sexualität!) – Vorstellung, war noch unbekannt.

Bis vor einigen Jahren war in der autonomen Ikonografie noch deutlich zu erkennen, dass die Kinderbande und die Zeit der Präadoleszenz der autonomen Gruppenlandschaft als Vorbild dienten. Unzählige Plakate, Buttons und Aufkleber waren mit Bildern der „kleinen Strolche“ und anderer scheinbar widerständiger Kinder geschmückt; ganze Politvereine besorgten sich die Pippi-Langstrumpf-Titelmelodie als Klingelton für ihr Handy. Ende der neunziger Jahre wurden die Schöpfungen Astrid Lindgrens schließlich von japanischen Manga-Comics, Bart Simpson, der auf Antifaplakaten mit Steinschleuder und Skateboard auf Nazijagd ging, oder – als regionale Besonderheit Sachsen-Anhalts – dem Kelloggs-Tiger vertrieben. Auch diese Zeit scheint zwar allmählich ihrem Ende zuzugehen. Es fällt allerdings nicht schwer, das schon erwähnte Plüschtiermaskottchen Poldi als Fortsetzung dieser Infantilikonografie zu begreifen. (Nebenbei: Poldi hat als Drache, wie von seinen menschlichen Freunden kürzlich nach einer Exkursion in die Queer-Szene Seattles erklärt wurde, selbstverständlich kein Geschlecht.⁵) Anderswo findet man das Kind in sich mit anderen Mitteln: In einigen Städten führt die autonome Szene ihre „Zusammenhänge“ und „Strukturen“, ihre „emanzipatorische Politik“, ihren „emanzipatorischen Anspruch“, ihre „Praxis [...] die eine Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft einschließt“, und ihre „Verantwortung“⁶, ihren ganzen autonomen Politkitsch und Wortmüll also, inzwischen teilweise unter dem Label der Israelolidarität fort; die autonom-infantile Begeisterung für Wimpel, Vereinsabzeichen und Bekenntnis-Buttons macht sich hier in den absurdesten Formen an den Symbolen Israels fest.⁷

3. Ganz der Logik der stetigen Kindheitssimulation folgend, sind die autonomen Gruppenangehörigen alles: kreativ, kämpferisch, solidarisch, kraftvoll und treu bis in den Tod. Sie dürfen nur eins nicht besitzen: Sexualität. Lange bevor der Begriff „queer“ in Mode kam, waren die Mitglieder autonomer Zu-

AG Antifa

Am Ende: Konformismus

Die Leipziger Antifagruppe (Lea) hat der AG Antifa Halle mitgeteilt, vorerst nicht mit ihr zusammenarbeiten zu wollen. Die Begründung: Gegen einen Referenten, den die AG zu einem Vortrag eingeladen hatte, bestehe ein Vergewaltigungsvorwurf. Die AG fragt in diesem Zusammenhang nach den Hintergründen und der inneren Logik des autonomen Antisexismus’.

1.

Die alten Arbeiterparteien, revolutionären Bündle und Zirkel trugen Doppelcharakter: Sie waren Kampforganisationen, in und mit denen sich das revolutionäre Subjekt von der „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ entwickeln sollte. Und sie waren – damit unmittelbar verbunden – ein Instrument, mit dessen Hilfe die Verhältnisse zum Tanzen gebracht werden sollten.

Spätestens seitdem die Abschaffung des falschen Ganzen nicht mehr auf der Tagesordnung steht, hat sich der Charakter der linken Organisationen gewandelt. In einer Zeit der verstellten Praxis, in einer Zeit also, in der keine Veränderungen herbeigeführt werden können, die diesen Namen verdienen, bleibt den Organisationen nur noch die Möglichkeit, ihre Mitglieder zu verändern. Ihr früherer Doppelcharakter hat sich in schlechte Eindeutigkeit aufgelöst. Die linken Organisationen haben sich vom Instrument und der Kampforganisation in den sozialen Ort verwandelt, an dem ihre Mitglieder ihre Freizeit verbringen. Und tatsächlich: Ohne die Option auf Veränderung sind die – teilweise durchaus nützlichen – Aktivitäten der diversen linken Gruppen nur noch schwer von einem Hobby zu unterscheiden.¹ Wie das Sammeln von Briefmarken, der Modellbau oder das Züchten von Blumen zielen auch sie weniger auf das Resultat als auf den psychischen Gewinn hin, der beim Werkeln eingefahren wird. Die Verhältnisse haben somit selbst ihren Kritikern das revisionistische Motto „Der Weg ist das Ziel“ aufgezwungen. Beim Plakatmalen oder im Transparentworkshop können sich die Einzelnen, die ihre Subjektivität und Spontaneität zwangsläufig verloren haben, vormachen, dass es gerade auf sie ankommt; bei den permanenten Feldzügen gegen rechte Vertriebsstrukturen kann die Ahnung bekämpft werden,

dass das Leben auch ohne Naziläden nur selbst wesentlich schöner ist.

Die diversen linken Gruppen haben darüber hinaus noch eine weitere Funktion: Beim wöchentlichen Gruppentreffen mit anschließendem Kneipenbesuch trifft man auf Gleichgesinnte, „die den oftmals verzweifelten Einzelnen Halt geben, Familienersatz bieten, und denjenigen, die aufgrund ihrer verschrobenen Vorstellungen und Spleens anderswo keinen Anschluss finden, Sozialkontakte bescheren“.² Die Gruppe ist also im Wortsinn eine „politische Heimat“; sie ist, wie jeder, der einmal in einem der diversen Politzirkel aktiv war, bestätigen kann, soziale Bezugsgröße und Therapiekreis in einem. Mit ihr soll – insbesondere in autonomen Kreisen, die diese Funktionen nicht verzweifelt als von den verhärteten Verhältnissen aufgezwungen, sondern sie fröhlich als ihren eigentlichen Zweck (Motto: „Freiräume schaffen!“) begreifen – den Zumutungen der feindlichen Außenwelt entflohen werden. Die Gruppe soll die ersehnte Geborgenheit und Wärme bieten, die anderswo nur schwer zu finden sind, und eine Art sozialen Schutzraum schaffen. Eine regionale Antifagruppe, die immer wieder mit mäßig witzigen Bildergeschichten über die Erlebnisse ihres Plüschtiermaskottchens Poldi berichtet, schob dem Spielzeugdrachen nach einer Gruppenexkursion dann auch die entsprechende Erkenntnis unter: „Rückblickend weiß Poldi, dass er viel gelernt hat, aber auch, was ihm gefehlt hat – eine feste Bezugsgruppe! [...] Aber jetzt weiß Poldi, dass Gruppen schön und wichtig sind ...“³

2.

Die autonomen Schutzräume – und um die soll es im Folgenden gehen⁴ – sind in der Regel nach dem Muster der Kinderbande, wie sie z. B. in Yves Roberts Film „Krieg der Knöpfe“ von 1961 beschrieben wird, geschaffen. Und

sammenschlüsse in Dresscode, Frisur und selbst im Habitus nur noch schwer voneinander zu unterscheiden. Männer wie Frauen entsprachen dem Ideal des toughen, aber doch sensiblen Streetfighters. Darüber hinaus war und ist trotz des obligatorischen Pärchens, das zu jeder Gruppe gehört, in den entsprechenden Vereinen eine merkwürdig desexualisierte Etikette zu beobachten, die tatsächlich an die Umgangsformen der „kleinen Strolche“ erinnert. Das Verhältnis ist kameradschaftlich-kollegial.

Das Dumme ist: Die Sexualität bricht immer wieder in die desexualisierten Räume der heilen autonomen Gruppenwelt ein. Von Party zu Party, in einsamen Momenten oder nach einer gelungenen Demo zeigt sich, dass die Vereinsmitglieder doch ein Triebleben besitzen. Was nun über kurze oder lange Zeit folgt, stellt die ohnehin zerbrechlichen Zusammenschlüsse stets potentiell zur Disposition. Die Konflikte des echten Lebens, denen sie durch den Gang in die Gruppe entkommen wollten, holen die Flüchtigen ein. Gruppeninterne Auseinandersetzungen sind dabei nicht nur aufgrund der nur eingeschränkten Sozialkontakte, die Eifersüchteleien fast automatisch nach sich ziehen, vorprogrammiert. Oft genug auch brechen die Zusammenschlüsse nach der Trennung des oder der Gruppenpärchen, der kurzen Liebelei oder der einmaligen Suspendierung des kameradschaftlichen Verhältnisses zugunsten einer nächtlichen Zweisamkeit auseinander. Doch selbst wenn der Verein diese Auseinandersetzungen übersteht, ist danach oft nichts mehr wie zuvor. Politische Streitigkeiten werden in Folge regelmäßig an der Paarbruchlinie neu sortiert; die Wohlfühlatmosphäre leidet unter den nur halbherzig als politische Auseinandersetzungen getarnten Zankereien der vormals Verliebten.

Zu dieser eher randständigen Infragestellung des Schutzraumes gesellen sich andere, ungleich bedeutendere Überforderungen der Gruppenmitglieder. All die weiterhin vorhandenen Triebe, Wünsche und Phantasien, die über die gerade noch offiziell anerkannte und nur ex negativo kommunizierte Sexualmoral der Szene – die sich im Übrigen nicht allzu sehr von der der spießig-muffigen Aufklärungsliteratur der fünfziger Jahre unterscheidet⁸ – hinausgehen, lassen sich nicht so einfach verdrängen. Vor dem Hintergrund dieser Überforderungen muss in einer Art Ersatzhandlung regelmäßig die Sau durchs Dorf getrieben werden. Die eigenen Wünsche, Triebe und Phantasien, von denen die Gruppenangehörigen sich und ihre „politische Heimat“ stets bedroht sehen, werden dabei von der eigenen Person oder Gruppe abgespalten, auf andere Personen projiziert und an der Figur des tatsächlichen oder vermeintlichen Vergewaltigers, des Täterschützers oder des Täterschützerkollektivs exorziert. Im Verfolgungs- und Sanktionsbedürfnis gegen den Sexisten können die unterdrückten Triebe also einerseits in veränderter Form ausgelebt werden. Andererseits kann am exterritorialisierten Gegner der Zusammenhalt des autonomen Kollektivs gestärkt werden. Und tatsächlich funktionieren die verschiedenen Gruppen, die nicht nur durch den regelmäßigen Einbruch der als bedrohlich empfundenen Sexualität stetig prekär sind, nur in der Krisensituati-

on reibungslos⁹; den Zusammenhalt und die Gemeinschaft, die die verzweifelten Einzelnen in der Gruppe suchen, gibt es tatsächlich nur im Kampf gegen äußere Gegner. Bei dieser verzweifelten Suche nach Gegnern, die die autonome Welt zusammenhalten, dem Gerede über die Herrschaft des Patriarchats und Täterschützer fällt dem Gruppenzusammenhang nicht einmal auf, dass er sich in seinem Verfolgungseifer gegen tatsächliche oder vermeintliche Vergewaltiger der Gesellschaft, vor der er doch permanent auf der Flucht ist, wieder annähert. Eine Umfrage, die kürzlich im Auftrag des Rundfunks Berlin Brandenburg (RBB) durchgeführt wurde, ergab: 60 Prozent der befragten Brandenburger sprachen sich dafür aus, die Namen von Sexualstraftätern zu veröffentlichen (35 Prozent waren dagegen); 80 Prozent forderten ihre dauerhafte Verwahrung.¹⁰

4.

Es ist dabei nur logisch, dass sich die Szene ausgerechnet am Bild des Vergewaltigers arbeitet. Genau so wie die autonomen Gruppeninsassen den Einbruch der eigenen Triebe in ihren heilen Schutzraum nur als Gewaltakt begreifen können, können sie sich eine Sexualität, die über die Sexualmoral der Szene hinausgeht, nur als Gewalt oder Folge „struktureller Gewalt“ vorstellen. Der Vergewaltiger dient als Chiffre für die Zumutungen der Gesellschaft, vor denen man auf der Flucht ist. Er soll damit weniger für das bestraft werden, was er konkret getan hat. Ebenso wenig werden an ihm die tatsächlichen Widerwärtigkeiten und Gewaltakte, denen Frauen oft ausgesetzt sind, bekämpft. An ihm soll vielmehr exemplarisch und stellvertretend jede Sexualität, die den autonomen Sexualkodex verlässt, abgewehrt werden. Sexuelle Belästigung wird hier schnell zum Synonym für die Belästigung durch die Sexualität. Das Desinteresse am tatsächlich Geschehenen – das nicht mit der Abscheu vor Sensationsgier zu verwechseln ist – zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die autonome Gruppenlandschaft nicht erst dann in aufgeregte Spannung versetzt wird, wenn ein Vergewaltigungsvorwurf erhoben wird. Es genügt vielmehr das Gerücht, dass ein solcher Vorwurf besteht. Ganz in diesem Sinn forderten uns mehrere langjährige und verdienstvolle Genossen auf, die oben genannte Veranstaltung abzusagen. Warum, so der Tenor, sollte doch allgemein bekannt sein. War es allerdings nicht – ebenso wie sie haben wir die einschlägigen Anklageschriften weder gelesen noch diskutiert.

Das gleiche Desinteresse, das die anti-patriarchalen Kämpfer den tatsächlichen Handlungen des Täters entgegenbringen, ist auch im Umgang mit der betroffenen Frau zu beobachten. Auch wenn die beteiligten Gruppen immer wieder das Gegenteil behaupten, geht es bei der Sexistenhatz und den Sanktionen gegen Täter und Täterschützer weniger um den bitter nötigen Schutz vergewaltigter Frauen. Trotz des Voyeurismus¹¹, der bei den einschlägigen Kampagnen regelmäßig zu beobachten ist, interessieren sie sich nur am Rande für die einzelne Frau und ihren konkreten Fall. Das immer wieder gepriesene Konzept des „Definitionsrechts der Frau“ blendet die Spezifika des jeweiligen Falls, das individuelle Erleben und Leiden der Frau gerade dadurch aus, dass es al-

les unter einen Begriff von Vergewaltigung subsumiert, der kaum weiter zu fassen ist.

Zur Erklärung: Die Idee des „Definitionsrechts der Frau“ ist wohl einmal entstanden, um betroffenen Frauen einerseits die demütigende und erneut verletzende Schilderung ihrer Misshandlung vor Gericht, die widerlichen Fragen nach ihrer Kleidung, ihrem Liebesleben usw. zu ersparen. Andererseits sollte sie dem konkreten Leiden der Frau und ihrem individuellen Fall nach Aussage seiner Anhänger gerecht werden. Gerade in Hinblick auf dieses zweite Ziel versagt dieses Definitionsrecht allerdings. Hier ist ihm selbst das – ebenfalls nicht sonderlich taugliche – positivistische Strafrecht überlegen. Das Strafgesetzbuch ist zwar genauso wenig in der Lage, das individuelle Leid der Betroffenen zu erfassen. In seiner Unterscheidung zwischen Vergewaltigung, sexueller Nötigung, sexuellem Missbrauch und sexueller Belästigung blitzt jedoch zumindest der Versuch auf, dem individuellen Fall und dem konkreten Leiden der betroffenen Frau durch definitorische Abgrenzung zu anderen Fällen gerecht zu werden. Dies ist nach den Maßgaben des „Definitionsrechts der Frau“ nicht mehr möglich. So wurde in der Autonomen-Postille Interim vor einigen Jahren folgendes diskutiert: Einer Frau wurden von ihrem Partner im Halbschlaf sexuelle Avancen gemacht, sie wies ihn zurück, wurde daraufhin ohne weiteres in Ruhe gelassen – und brachte das Ganze via Interim vors Szenegericht.¹¹ Der autonome Gerichtshof stritt zwar noch darüber, ob die Handlung des Mannes als Übergriff oder Vergewaltigung zu werten sei. Die Diskutanten waren sich jedoch, wie die Gruppe Les Madeleines in einer Broschüre ausführte, einig: „Sexuelle Avancen einer Frau gegenüber, die, gerade aufgewacht, noch nicht alle ihre sieben Sinne beisammen haben mag, erfüllen in jedem Falle den Tatbestand der sexistischen Grenzverletzung.“¹² Die Frau, die ihr Privatleben in dieser Form öffentlich machte, fühlte sich von ihrem Partner zweifellos gedemütigt – sonst hätte sie sich wohl kaum an die Interim gewandt. Wer diese Demütigung jedoch unter den Stichworten „Vergewaltigung“, „versuchte Vergewaltigung“ usw. diskutiert, relativiert nicht nur den Begriff von Vergewaltigung, er oder sie verharmlöst ebenfalls nicht nur eine Vergewaltigung im juristischen Sinn. Mit solchen Debatten werden zugleich diejenigen Frauen verhöhnt, die, wie es im notwendigerweise grauenhaft-sachlichen Duktus des Strafgesetzbuches heißt, mit „Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben“ „zum Beischlaf“ genötigt wurden, die also geschunden, misshandelt und gequält wurden und mit den psychischen wie physischen Folgen oft ein Leben lang zu kämpfen haben.

5.

Die Zeiten ändern sich manchmal doch noch. In dem Augenblick, in dem bestimmte Konstellationen, Entwicklungen und Zusammenhänge auf ihren Begriff gebracht werden können, sind sie oft bereits am Zerfallen begriffen. Noch Ende der neunziger Jahre war die Szenelandschaft nach einem Vergewaltigungs- oder Täterschützerwurf in heller Aufregung. Es wurde die berühmte Öffentlichkeitsarbeit betrieben, Steckbrie-

fe wurden angefertigt und in andere Städte verschickt, Rundbriefe wurden geschrieben, Telefonkonferenzen abgehalten, Privatadressen veröffentlicht, unbeteiligte Gruppen, Infoläden und „Kneipenkollektive“ verfassten Stellungnahmen, Freundinnen und Freunde so genannter Täterschützer wurden aus linken Kneipen geprügelt usw. Seit einigen Jahren vollzieht sich dieser antipatriarchale Kampf – auch wenn gelegentlich retardierende Momente zu beobachten sind – immer häufiger im Halbverborgenen. Ein Beispiel: Vor einigen Jahren wies die Crew eines Lautsprecherwagens einen Mann, gegen den ihrer Aussage zufolge ein Vergewaltigungsvorwurf bestand, ohne Rücksprache mit dem Vorbereitungskreis von einer regionalen Antifademonstration. Eine hallische Antifagruppe, die an den Demo-Vorbereitungen beteiligt war, beschwerte sich über dieses Vorgehen, wurde daraufhin als Täterschützergruppe denunziert und aus einem internen Kommunikationsportal geworfen. Anders als erwartet, wurde allerdings auf die bis dahin üblichen öffentlichen Verlautbarungen verzichtet, die Entfernung aus dem Portal erfolgte still und heimlich.¹³ Auch im aktuellen Fall lief die Aufkündigung der – erst noch geplanten – Zusammenarbeit nur über den internen E-Mail-Verkehr; die öffentliche Schlammschlacht, der Furor und das Bekennternum blieben aus.

Diese Veränderungen lassen vermuten, dass die autonome Zwangsmoral brüchig geworden ist.¹⁴ Die antipatriarchalen Bannflüche scheinen von den Gruppenmitgliedern immer weniger aus Überzeugung getragen zu werden. Sie scheinen vielmehr auf einer Mischung aus Konformitätsdruck und Unterwerfungsbereitschaft zu basieren. Nur so ist es zu erklären, dass Leute, die dem Bahamas-Text „Infantile Inquisition“¹⁵ – Uli Krug und Justus Wertmüller kritisieren hier die autonomen Vorstellungen von Sexualität – vor einigen Jahren noch einiges abgewinnen konnten, plötzlich die Position ihres neuen Vereins übernehmen und zu Verteidigern des autonomen „Definitionsrechts der Frau“ werden. Nur so ist es zu erklären, dass Leute, die selbst bereits das Opfer einer antipatriarchalen Fatwa waren, bereit sind, Kontaktsperrn zu so genannten Täterschützern mitzuverhängen. Und nur so ist es zu erklären, dass Gruppenmitglieder ihre Augen angesichts des Verfolgungseifers ihrer Genossen zwar hinter vorgehaltener Hand verdrehen, die entsprechenden Entscheidungen allerdings trotzdem abnicken.

Diese Mischung aus Konformitätsdruck und Unterwerfungsbereitschaft zeigt noch einmal, was ohnehin bereits klar sein dürfte: Der Glaube, den Anmaßungen der Außenwelt durch die Flucht in die Gruppe entgegen zu können, ist nicht nur in Hinblick auf die vermeintlichen Zumutungen der Sexualität illusionär. Im Verhältnis des Einzelnen zum Gruppenzusammenhang spiegeln und verdoppeln sich vielmehr seine Beziehungen zur Gesellschaft. Durch die Flucht in die Gruppe laufen die Fliehenden, wie Wolfgang Pohrt vor einigen Jahren feststellte, „exakt den Verhältnissen in die Arme, denen sie zu entkommen trachteten: stumpfsinnige Arbeit und Langeweile, Reglementierung und Kontrolle, Verdummung und Behinderung, Konformitätsdruck und Zankerei, Selbstpreisgabe des eigenen Verstandes und Un-

terwerfungsrituale als Preis dafür, geduldet zu werden“.¹⁶ Dass sie bereit sind, diesen Preis zu zahlen, sagt nicht nur etwas über sie selbst aus. Ihre Bereitschaft ist zugleich ein unfreiwilliges Plädoyer für die Abschaffung der Verhältnisse, die auch ihre Gegner so zu richten, dass sie keine Bedingungen stellen, wenn sie nur irgendwo dabei sein dürfen. Das Problem – und damit sind wir wieder am Anfang angelangt – ist jedoch: Diese Zuordnung wird nur noch von marginalisierten Diskussionszirkeln als Argument für die Abschaffung des falschen Ganzen begriffen.

Anmerkungen:

- 1 Zum folgenden vgl. Jan Gerber: Me and my Monkey, in: Phase 2/19.
- 2 Ebd.
- 3 Vgl. venceremos.antifa.net.
- 4 Ein Hinweis: Die klassische autonome Szene oder Gruppe, die sich aus Rasta-Trägern rekrutiert, deren Mitglieder vor dem Betreten des schwarzen Blocks das Levis-Schild von ihrer Hose entfernen, beim Plenum unter „Sonstiges“ vegane Rezepte austauschen usw., ist bekanntermaßen kaum noch existent. Der Begriff „autonom“ wird im Folgenden dann auch nicht an Äußerlichkeiten oder Dresscodes festgemacht, sondern – ganz so wie es auch die alte autonome Szene verstanden wissen wollte – als gemeinsame „Haltung“ begriffen. Die Stichworte, mit denen diese Haltung umschrieben werden kann, lauten „Politik der ersten Person“ und „Freiräume schaffen“. Gefühl und Befindlichkeit (der Bauch also) werden gegen Reflexion und Rationalität gesetzt, Kampf oder Aktion ist weniger Mittel als existentieller Zweck usw. Und diese letztlich vitalistische Haltung ist in der Linken nach wie vor weit verbreitet.
- 5 Vgl. venceremos.antifa.net.
- 6 Alle Formeln sind einem Text der Gruppe Lea entnommen. Leipziger Antifa (Lea) and Friends: Roadmap. Politische Mindeststandards gegen linken Antizionismus.
- 7 Um nicht falsch verstanden zu werden: Es ist immer noch besser, dass Israel solche Freunde hat als gar keine. In der existentiellen Bedrohungssituation, in der sich der jüdische Staat seit einiger Zeit befindet, kann er jeden Beistand gebrauchen. Man sollte sich nur keine Illusionen über die Qualität dieser Freundschaft machen. Eine Freundschaft, die vor allem auf der Begeisterung für Politikitsch, Anhänger, bedruckte Mützen und Tassen, Pilgerreisen usw. basiert, kann den Gegenstand dieser Freundschaft schnell wieder wechseln. Man kennt das aus der Kindheit, deren Konservierung sich die autonomen Gruppen ja auf ihre Fahnen geschrieben haben: Vor einigen Wochen konnte kein Schritt ohne den braunen Teddy gemacht werden, jetzt liegt er unbeachtet in der Ecke, weil sich das Bedürfnis nach Nähe, Kuschneln usw. plötzlich am Plüschtierhasen festmacht.
- 8 Wie sich diese Moral in Kleidungs Vorstellungen widerspiegelt, konnte vor einigen Jahren in Halle beobachtet werden. Einige Autonome boykottierten damals ein Benefiz-Konzert für die Antifa Merseburg. Der Grund: Das Konzert wurde mit einem Plakat beworben, auf dem eine junge Frau – originellerweise eine Mangazeichnung – abgebildet war. Da die Frau ein modisches Top trug und bauchfrei war, wurde der Antifa Merseburg Sexismus vorgeworfen. Welchen Kleidungsstil die Anti-Pat-Kämpfer präferierten, zeigten sie einige Zeit später, als in einem linken Zentrum ein Plakat ausgehangen wurde, das für ein großes, auch in Szeknekreisen beliebtes Musikfestival warb. Auf dem Plakat war eine leicht bekleidete Frau zu sehen. Die selbsternannten Antisexisten überklebten daraufhin alle als anrüchlich begriffenen Körperteile mit schwarzem Klebeband und verpassten der Figur damit gewollt oder ungewollt ein Kleidungsstück, das exakt an eine Burka erinnerte.
- 9 Vgl. Punkt 5. Vor diesem Hintergrund ist auch das permanente Kampagnen-Hopping autonomer und „postautonomer“ Gruppen zu verstehen. Sie dürfen nie stillstehen; um der immer drohenden inneren Krise zu entgehen, müssen sie sich stets aufs Neue ins Getümmel stürzen.
- 10 RBB: Brandenburg aktuell vom 17. März 2007.

11 Vgl. Les Madeleines: Das Borderline-Syndrom. Beitrag zu einer erfolgreich verhinderten Diskussion, Bremen 2001.

12 Ebd.

13 Ein Treppenwitz am Rand: Diese „Täterschützergruppe“ gehört zu den Unterstützern der Erklärung Roadmap, die wiederum mit dem Signum „Lea and friends“ unterzeichnet ist.

14 Während die einen den autonomen Feminismus der achtziger Jahre trotzig verteidigen, bemühen sich andere schon seit längerer Zeit um vermeintliche Tabubrüche. Demonstrationen erinnern an Umzüge von Männerbünden, Polizisten werden als Schwuchteln bezeichnet, Frauen als Fotzen beschimpft usw. Diese „Tabubrüche“ sind nicht nur angesichts der Rückzugsgefechte der autonomen Anti-Pat-Kämpfer zutiefst konformistisch. Sie sind zugleich das linke Pendant zu den Schwulenwitzen „Bully“ Herbig, den Altherrenschern Stefan Raabs und Sendungen wie „Wa(h)re Liebe“, die eher an Jean Pütz' Bastelanleitungen als an Sexualität und Lust erinnern.

15 In: Bahamas 32/2000.

16 Wolfgang Pohrt: Die Produktion des Charismas in der therapeutischen Gemeinschaft, in: Initiative Sozialistisches Forum (Hrsg.): Diktatur der Freundlichkeit. Über Bhagwan, die kommende Psycho-kratie und Lieferanteneingänge zum wohlthätigen Wahnsinn, Freiburg 1984. S. 139f.

Manfred Beier

Theater für Unterdrückte

In der letzten Ausgabe der Bonjour Tristesse berichteten wir über die Aktionstheatergruppe Halle (ATG), die anlässlich des Jahrestags der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz auf dem hallischen Bahnhof die „Geister der deportierten und ermordeten [jüdischen, B.T.] Kinder“ wieder aufleben ließen. Wir schrieben dazu, dass den linken Schaustellern damit das Einfühlen in tote Juden mehr am Herzen zu liegen scheint, als das Wohl lebendiger Juden. Weniger als drei Monate später bereiste dieselbe Gruppe auf Einladung der palästinensischen Theatercombo Ashtar „Palästina“ und scheint damit unvermutet schnell beweisen zu wollen, dass wir mit unserer Vermutung richtig lagen. So erklärte man bei einer öffentlichen Generalprobe pflichtschuldig, man sei sich der „politischen Brisanz“ dieser Reise zwar bewusst, nicht jedoch ohne direkt danach darauf hinzuweisen, dass man sich über den Konflikt „kein Urteil erlauben“ könne. Sich kein Urteil erlauben zu können, angesichts der überwältigenden 56,1% der Wähler, die in den palästinensischen Gebieten bei den letzten Parlamentswahlen für die radikalislamische Terrororganisation Hamas stimmten und damit dem Dschihad gegen Israel endgültig regierungsmäßige Legitimität verliehen haben, ist schlimm genug. Aber auch die sich friedliebend gerierenden Gastgeber der Aktionstheatergruppe höchst selbst hetzten schon im Oktober 2000, also einen Monat nach Ausbruch der Terrorintifada, gegen Israel. So forderte Ashtar das sofortige Ende „des Krieges gegen das palästinensische Volk“ und beklagt tränenreich die Zerstörung der Häuser von Selbstmordattentätern und deren Unterstützern (vgl. mund.at/archiv/oktober/aussendung151000.htm). Der diese Angriffe erst auslösende Beschuss israelischer Siedlungen und die zahlreichen Selbstmordattentate erwähnt Ashtar selbstverständlich mit keiner Silbe. Für die Aktionstheatergruppe, die in der Vergangenheit keinen Neonaziaufmarsch ausließ, um „kreativ“ und „widerständig“ ihr Unbehagen gegenüber „White Power“ und Rummelfascho auszudrücken und

damit gegen die genuinen Enkel und Urenkel des antisemitischen Wahns regelmäßig zu Felde zieht, wecken jene Nachlassverwalter deutscher Ideologie, die gegenwärtig am offensivsten Judenmord und Antisemitismus betreiben, deren Reiselust.

Bonjour Tristesse dokumentiert hiermit einen (leicht modifizierten) offenen Brief an die Aktionstheatergruppe Halle:

Ihr, also eine deutsche, linke Theatercombo besucht einen Landstrich, in dem, laut den ARD-Tagesthemen vom 2. April 2007, die „Mutter aller Konflikte“ im Nahen Osten beheimatet ist. Einen Landstrich, in dem tausende Märtyrerplakate an Häuserwänden von der breiten Akzeptanz für Selbstmordattentate in Israel künden. In dem, wie an den Stränden des Gaza-Streifens, Verliebte allein dafür, dass sie außerhalb der Kontrolle des Familienclans am Strand spazieren, von Tugendwächtern der Hamas erschossen werden¹. Einen Landstrich, aus dem heraus die Hamas und andere Mörderbanden nicht nur Anschläge verüben, sondern in einer menschenverachtenden Art Kinder zu lebenden Zeitbomben heranzüchten, die dann schon als vorpubertäre Hosenscheißer regelmäßig von den Wonnen des Märtyrertods schwärmen. In dem menschliche Bomben nur aufgrund einer monströsen Mauer von ihren zerstörerischen Taten abgehalten werden können. In einen Landstrich, in dem nur nicht-jüdische Touristen herzlich und freundlich empfangen werden; jüdische setzen schon seit Jahren keinen Schritt mehr in die palästinensisch verwalteten Gebiete. In einen Landstrich – und das soll fürs erste reichen –, in dem unverheiratete Liebespaare von Rezeptionsmujahedins keine Hotelzimmer bekommen.

Weder könnt ihr mit einer langen Liste mit Ländern aufwarten, in denen ihr bereits Gastspiele hattet und die palästinensischen Gebiete nun einfach „mal dran“ seien, noch scheint es Zufall gewesen zu sein, wie es zu euren Reiseplänen kam. Ihr seid eine Theatergruppe, die sich an den Prinzipien des „Theater der Unterdrückten“² orientiert und damit, was offen auszusprechen sich offenbar niemand traut, doch verrät, um was es geht: Um eine Solidaritätsbekundung. Punks, Migranten und anderen Randgruppen, also potenziellen Opfern des Mobs in Deutschland, habt ihr euch in den vergangenen Jahren gewidmet. Nun also die Palästinenser. Wie jede Solidaritätsbekundung kommt auch die eure ohne einen realen oder imaginierten Feind nicht aus; seine Abwesenheit würde jegliche Solidarität, also die Allianz von einem Opfer und dem ihm in der Not Beistehenden, zur Sinnlosigkeit. Bei einer Reise, die explizit nach „Palästina“ geht, ist die Feindbestimmung eine Sache des linksdeutschen Bauchgefühls.

Ihr, die ihr vor nicht allzu langer Zeit als Clownarmee mit Überzeugung und Erfindergeist gegen ein überaus hässliches, doch aber im Grunde harmloses Spektakel der Bundeswehr protestiert habt³, beget euch nun in eine Gegend, in der nicht selten von Krankenhausdächern mit Raketen auf israelische Zivilisten gefeuert wird. In eine Gegend, in der die Parolen neonazistischer Gruppen⁴ gegen die der ortsüblichen Dschihadisten von Hamas und Islamischem Dschihad geradezu lächerlich wirken. Mit dem weiteren

Unterschied, dass der grenzdebile Singsang deutscher Neonazis nahezu keinerlei Relevanz für den politischen Mainstream hat. Vielmehr beeilt sich das politische Establishment von CSU bis PDS, Neonazis als Nestbeschmutzer und ihre Ideen als überholt zu bezeichnen. Die Palästinenser verfügen dagegen wohl über einen der effektivsten Propagandaapparate weltweit: Selbst immer Opfer, die Israelis ergo ‚die Juden‘ immer Täter. Den Beweis für das Funktionieren von „Pallywood“⁵ lieferte eine kürzlich weltweit durchgeführte Studie, in der – insbesondere in Deutschland und in den arabischen Staaten – Israel als der momentan größte weltpolitische Störenfried ausgemacht wird, dicht gefolgt vom Iran und den USA.⁶ Mit dieser Reise als Ausdruck der deutsch-palästinensischen Freundschaft bewegt ihr euch in genau diesem Fahrwasser. Ihr befindet euch damit wieder einmal in Übereinstimmung mit dem Zeitgeist und exekutiert somit nur das, was ohnehin auf der Tagesordnung steht. Aber die internationale Linke – und in Anbetracht eurer Clownspläne für Heiligendamm seid ihr unweigerlich Teil davon – ist eben gegen „Nazis“ und für „Palästina“. Das manichäische Weltbild, in dem das „authentische Volk“ gegen das „künstliche Gebilde“ Israel in Stellung gebracht wird, befriedigt das Bedürfnis nach einem „Gut-und-Böse“ Schema. Dass die Islamisten, und die palästinensischen von ihnen dabei mit an vorderster Front, am vehementesten die in Deutschland mehr oder weniger tief schlummernden Ideen des Nationalsozialismus propagieren, interessiert dabei selbstverständlich kaum jemanden, die Aktionstheatergruppe offenbar auch nicht.

Vielleicht weiß das doch der eine oder andere; aber, denn soviel Überlebenswillen flüstert euer Unterbewusstsein euch dann doch, ihr haltet die Klappe zu sämtlichen Themen, die offen anzusprechen in den palästinensischen Gebieten so bitter nötig wäre: die Kritik am Antisemitismus, die – wie fast überall in der islamischen Welt – fehlende Emanzipation von Frauen, die Erziehung von Kindern zu mörderischen Kampfmaschinen statt zu selbst bestimmten Individuen. Stattdessen führt ihr ein Stück auf, das sich der pubertären Rebellion gegen die Familie widmet. Eine Rebellion, die in den Autonomiegebieten eine absolute Ausnahmeerscheinung ist, da sich diese durch tradierte gesellschaftliche Prozesse nicht nach innen, sondern gegen ein feindliches Äußeres richtet. Damit ist euer Bühnenwerk von der palästinensischen

Lebenswirklichkeit so weit entfernt, wie eine Burka vom Zuckerhut in Rio. Die Versuche, das Stück mit dem Titel „Mut zur Lücke“⁷ in einen „größeren Kontext“⁸ zu stellen, darf man dann auch eher als betonbrechende Drohung auffassen.

In Anbetracht der Massen an Linken, die den Palästinensern Solidaritätsbesuche abstaten, werden die israelischen Behörden euch und eure Trommel-Tonnen vermutlich gründlich unter die Lupe nehmen. Auch wenn bekannt ist, dass Einzelne von euch weder mit Islamisten, noch mit anderen Wahnsinnigen Sympathien hegen, kommt ihr doch aus einem Milieu, das sich in dem Konflikt – nicht trotz, sondern gerade wegen der Angriffe auf Israel – recht eindeutig positioniert. Ihr selbst probt gewöhnlich in einem Projekt, in dem die Betreiber u.a. schon mal ein „die Jews die“, das übereifrige Konzertgäste an eine Klowand schmieren, überpinseln mussten. Oder eure letzten Proben, die ihr in der sog. ATTAC-Villa absolviert habt. ATTAC ist bekanntlich in Europa die wohl mitgliederstärkste und größte antiisraelische Organisation überhaupt. Wer's nicht glaubt, dem helfe Google. Und nicht zuletzt eure Kapitalismuskritik in Verbindung mit der „G8 Problematik“⁹, die – platter und dümmere geht es wirklich kaum – zu allererst an Bonzen und Luxushotels denkt. Wo es so rumort, ist es bis zur Personalisierung gesellschaftlicher Missstände und damit zum Antisemitismus nicht mehr weit. Wo in anderen Städten G8-Gegner zumindest versuchen, ihren Denkmüll irgendwie zu begründen, reicht dem genügsamen Hallenser das pure Ressentiment.

Vielleicht wird der eine oder andere von euch in „Palästina“ nach der Antwort auf die Frage, wo er oder sie denn herkomme, mit einem zünftigen „Heil Hitler“ begrüßt. Die Deutschen sind eben nicht zufällig bei der arabischen Bevölkerung so beliebt. Aber die Experten, was man in einer solchen Situation an welcher Stelle hätte anders machen können, seid nun mal ihr.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. de.danielpipes.org/article/2555.
- 2 www.aktionstheatergruppe.de.
- 3 Vgl. de.indymedia.org/2006/11/162261.shtml.
- 4 Vgl. halle.nationaler-beobachter.de, z. B.: „Unsere Stadt ist keine Ware“.
- 5 Vgl. en.wikipedia.org/wiki/Pallywood.
- 6 Vgl. heise.de/tp/r4/artikel/24/24793/1.html.
- 7 In den Autonomiegebieten wurde das Stück mit der nicht ganz nachvollziehbaren englischen Übersetzung „Don't Lose Heart“ aufgeführt.
- 8 ATG.
- 9 de.indymedia.org/2007/04/172436.shtml.

Kurzmitteilungen

The same procedure ...

... as every day. Wahnsinn, Kuriositäten und Erfreuliches aus der Provinz.

» „Bieten Wohnraum und Lebensraum“
Gegen das Projekt Reilstraße 78 kann vieles eingewandt werden. Hinter der Besetzung des Hauses verbarg sich trotzdem der Hauch einer richtigen Erkenntnis: Die anderen linken „Haus- und Wohnprojekte“ Halles waren stagniert oder sogar regrediert. Sie waren nicht mehr reformierbar und hatten sich in ein „Schöner Wohnen“ (Ludwigstraße) oder „Schöner Trinken“ (GiG) für Ex-Autome verwandelt. Jüngeren Leuten wurde

grundsätzlich mit Misstrauen begegnet, ihre Ideen wurden mit dem Hinweis, dass man irgendetwas „schon immer so“ gemacht habe, abgeschmettert. Die Ludwigstraße und mehr noch das GiG glichen schwarzen Löchern, die junge und enthusiastische Leute zunächst anzogen, sie einsaugten und ihren Enthusiasmus innerhalb kürzester Zeit brachen. Nach ein, zwei Jahren wurden sie wieder ausgespuckt und waren in Optik und Einstellung nicht mehr vom bisherigen In-

ventar, verbitterten und griesgrämigen alten Männern, die vor etwa fünfzehn Jahren stehen geblieben sind und seither das gleiche Käseschnitzel braten und vom selben Konzert („Gorilla Biscuits“ 1991 im Leipziger Conne Island!) erzählen, zu unterscheiden. Inzwischen trifft diese Aussage zwar auch auf die Reilstraße 78 zu. Das Zentralkomitee wehrt jeden kritischen Interventionsversuch ab, und 20-Jährige, deren Gestus an den von Rentnern erinnert, sitzen an der Theke, halten sich am Sternburger fest und bedröhnen sich mit der Krach gewordenen Monotonie von Crust-, Emo- oder Grindcorebands, um sich nicht mit ihresgleichen unterhalten zu müssen. Für einen kurzen Moment war die Reilstraße jedoch tatsächlich in der Lage, jüngere Leute an sich zu binden, verschiedenen Projekten Raum zu bieten und Diskussionen zu ermöglichen. Unter den Folgen dieses kurzzeitigen Erfolgs haben die beiden anderen linken Hausprojekte – das GiG und die Ludwigstraße – offensichtlich noch immer zu leiden. Insbesondere der Ludwigstraße, dem trotz allem noch immer offensten und tolerantesten linken Projekt in Halle, scheint der Nachwuchs abhanden gekommen zu sein. Sie trat vor kurzem mit einem Aushang an die Öffentlichkeit, mit dem sie um neue Mitbewohner warb. Wer glaubte, er bekäme hier nur ein warmes Zimmer, wurde eines Besseren belehrt. Unter der Frage, was denn die Ludwigstraße zu bieten habe, wurde nicht der direkte Zugang zur Kneipe aufgeführt, sondern ganz oben: „Gemeinschaft“. Um zu verhindern, dass sich Leute um das Zimmer bewerben, die das historische Copyright auf den Begriff Gemeinschaft haben, schob man jedoch schnell den Hinweis nach, dass der neue Mitbewohner natürlich „antifaschistisch“ zu sein habe. Das ging ja dann gerade noch mal gut. Gleichzeitig schienen die Bewohner des Hauses zu ahnen, dass einige Passagen des Aushangs – „wir sind verschiedene Menschen im Alter von 1 Jahr bis 42 Jahre und 4 Hunde“, „wir bieten Wohnraum und Lebensraum für die Verwirklichung eigener Ideen“, mit „Feuer- und Spielplatz, Kneipe, Bioladen“ usw. – an die Kleinanzeigen mundmalender und handbatikender Sozialpädagogik-Studentinnen („Inga, Sandy und die Katze Minika suchen eine nette Mitbewohnerin“) erinnern. Um diesen, nicht unberechtigten Eindruck abzuwehren, reklamierte die Ludwigstraße gleich mehrere politische Projekte für sich, die gar nichts mehr oder nur noch wenig mit den Hausbewohnern zu tun haben, die also nur durch Zufall, aus Traditionalismus oder Bequemlichkeit im selben Gebäude untergebracht sind: „NoLager“, „Rote Hilfe“, „Info- und Lesecafé“ usw. Dabei weiß die Ludwigstraße, dass zu viele politische Projekte bei der Mitbewohnersuche auch kontraproduktiv sein können. Insbesondere der Hinweis auf das Info- und Lesecafé könnte bei den potentiellen Mitbewohnern den Eindruck erwecken, bei den Bewohnern handle es sich um Intellektuelle oder – schlimmer noch – um die Mitglieder eines Theoriezirkels. Und das will schließlich niemand. Vermutlich aus diesem Grund wurde auf dem Aushang signalisiert, dass alles nicht so heiß gegessen wie es gekocht wird: So haben die lächelnden Ratten im Streifen-T-Shirt, die den Aushang schmücken und vermutlich die Bewohner darstellen sollen, zwar ein

Buch in der Hand. Sie haben ihren Blick aber demonstrativ davon abgewandt. Also nix mit Lesen, Diskutieren und Theorie. Biobier, Matesaft und Kräutertee!

Wir wünschen trotzdem viel Glück mit den neuen Nachbarn.

» 0 Frauen und 2 Männer

Während im VL zukünftige Mitbewohner bereits frühzeitig an die linken Gepflogenheiten des Projektes herangeführt werden, gehen die rechtsnationalen Schärpenträger der Halle-Loebener-Burschenschaft Germania in der Albert-Schweitzer-Straße 54 einen ganz anderen Weg. Seit etwa einem halben Jahr werden im Internet auf bekannten WG-Zimmer-Börsen äußerst preisgünstige Zimmer angepriesen, die noch dazu im beliebten „Paulusviertel“ liegen. Weiterhin werden dem neuhallenser Studenten „zwei Badezimmer“, „Parkettboden“, ein herrlicher „Garten mit Grill“ sowie eine „Putzfrau“, die in der „Miete inbegriffen“ sei, offeriert. Am Ende versprechen die Kameraden ihren neuen Mitbewohnern „allzeit gute Stimmung“. Kein Wort also von Volk, Rasse, Gemeinschaft und Komasaufen. Nichts. Einzig der Hinweis, man suche 0 Frauen und 2 Männer, könnte dem aufmerksamen Zimmersuchenden einen dezenten Hinweis geben.

Grund genug für die Redaktion der Bonjour Tristesse genauer nachzufragen: Das Telefongespräch mit Stefan, einem der drei Bewohner und Kontaktmann, ist nicht sehr lang und wenig informativ. Kurz angebunden weist er weder darauf hin, dass es sich um ein Korporationshaus handelt, noch versucht er mir, die Grundbegriffe des Burschenschaftlers, also Volk, Rasse und Komasaufen nahezubringen oder überhaupt zu erwähnen. Nachdem er lapidar erklärt, dass „die Zimmer noch frei“ seien, lässt lediglich der bekanntermaßen auch in linken Kreisen beliebte Hinweis, dass man auf „Gemeinschaftsinn“ wert lege, auf den Charakter des „WG-Lebens“ schließen. Eine klare Mogelpackung also.

Auch das „Corps Borussia“, eine weitere Studentenverbindung, die in der Ernst-König-Straße 10 nahe der Peißnitz ihren Sitz hat, ist via Internet auf der Suche nach Nachwuchs. Auch hier zeigt sich ein Stefan für die Rekrutierung zuständig. Im Haus wohnen nur „vier Studenten“, obwohl man „zehn Zimmer“ habe, erklärt er fast traurig. Artig weist er aber sofort darauf hin, dass es sich beim „Corps Borussia“ um eine Studentenverbindung handle. Man sei zwar „schlagend“, aber „unpolitisch“. Auf die Frage, warum nur Männer gesucht werden, herrscht kurz Stille, die dann durch Stefans gespielt witzige Aussage „aber hier rennen viele Mädels rum“ unterbrochen wird. Bei ihnen könne „ansonsten jeder einziehen; kein Thema“. Es sei „wurscht, wie jemand aussieht“. Sogar ein richtiger „Inder“ hätte schon mal das Haus betreten. Man könne sich „ein Semester lang beschnuppeln“ und sich erst „dann für die Verbindung entscheiden; kein Thema“. Dann beginnt er über „Füxe“, „gemeinsame Veranstaltungen“ und schlussendlich das „Lebensbündprinzip“ zu reden. Das reicht mir, ich lege auf. Kein Thema.

Auch hinter der neutral gehaltenen Anzeige für ein Zimmer in der Robert-Blum-Straße 35, in der ein „vierter Mann für unsere Studenten-WG“ gesucht wird, versteckt sich

eine Studentenverbindung. Der „Hallenser Wingolf“ zieht es vor, inkognito zu bleiben. Man verweist lediglich auf die gute Lage und auf ein „Großes Gemeinschaftszimmer“. Hier lautet die Parole: „Feiern und lernen ist hier möglich!“ Na dann: Prost.

» Wieder wie früher

Spätestens seit der Lektüre von Henryk M. Broders „Der ewige Antisemit“ musste man davon ausgehen, Antisemiten nur noch an der immerfort präsentierten „Ich bin kein Antisemit, aber“-Floskel zu erkennen. Die Antisemiten von gestern hatten sich zu einer Horde deutscher Vollzeitpazifisten von heute gewandelt, deren Missionierungszwang für Frieden im Nahen Osten nervte, bei genauerer Betrachtung aber erst das antisemitische Ressentiment verriet (Frieden im Nahen Osten, aber ohne die Juden). Einfacher verhält es sich beim nicht minder nervenden Prof. Dr. Georg Meggle von der Universität Leipzig, der bei der Besprechung seines Buches „Deutschland-Israel-Palästina“, das Resultat einer gleichnamigen, von ihm organisierten Ringvorlesung, Tipps zum menschlichen Umgang zwischen Palästinensern und Israelis gab. Nun ist der antisemitische Ausfall bei Meggle kein neues Phänomen und auch das dämlich-klatschende Publikum keine erstmals gemachte Erfahrung, die Qualität aber hat während einer Veranstaltung in der Leipziger Albertina einen anderen Stellenwert erreicht. Dies nötigt zu dieser Mitteilung. Im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Leipzig liest“, die jährlich zeitgleich mit der Leipziger Buchmesse stattfindet, konnte das Publikum erfahren, dass das Töten von israelischen Soldaten kein Verbrechen darstellt, Israel mit dem Nationalsozialismus zu vergleichen wäre und dass es sich bei der islamistischen Hamas auch nur um hilfsbereite Wohlfahrtsorganisation handle. Schlimmer noch: Die Hamas sei nicht nur eine sozial-engagierte Wohlfahrtsorganisation, sie hätte Israel auch schon lange anerkannt und bilde momentan nur den moralischen Vorposten gegen israelische Großmachtspolitik.

Die Reaktionen des Leipziger Publikums waren unmissverständlich freundlich und anerkennend. Weder für Meggle, noch für die antisemitischen Kopfnicker haben wir Verständnis, eine Hoffnung aber bleibt auch uns. Daß Meggle, wenn er denn den von ihm so innig angestrebten Status als „Opfer-Kind“ – davon sprach er tatsächlich – erreicht, endlich mal die Schnauze hält.

» Kiezmiliz für Ältere – 06114 bleibt müllfrei

Während die jüngeren Bewohner des Paulusviertels ihren Kiez sauber halten wollen, indem sie auf Plakaten dazu aufrufen, stadtbekannte Nazis aus dem Viertel zu verbannen (siehe Bonjour Tristesse 1/2007), haben nun auch die älteren Semester die Möglichkeit, etwas zur Reinheit des Stadtteils mit den vielen bunten Menschen und ihren Hunden beizutragen. Pünktlich zum Frühlingsanfang verteilte die Bürgerinitiative Paulusviertel e.V. einen „Aufruf zum Frühjahrsputz“. Die Bewohner des beliebten Viertels werden dazu aufgerufen, die Straßen von Müll und Laub zu säubern. Beim Pfortner des Jugendamtes werden Mülltüten ausgeteilt und an der Pauluskirche gibt es eine Sammelstelle für den Unrat. Zum einen geht es der Bürgerinitiative darum, die kosten-

pflichtige Reinigung der Straßen zu sparen. Zum anderen – und das dürfte weit mehr ins Gewicht fallen – geht es um das kollektive Wohlempfinden im klinisch reinen Kiez. So sollen nicht nur die Straßen gereinigt werden. Es gibt nämlich auch, Gott bewahre, „verunreinigte Gehwege, Spielplätze und Vorgärten“. Doch Rettung kann es nur durch eine kollektive Kraftanstrengung geben: „Deshalb helfen Sie alle mit, dass unser Paulusviertel ein ‚sauberes‘ Viertel bleibt!“ Übrigens: Auf besagtem Flugblatt wird bereits das Paulusfest am 3. Juni beworben. Bei so viel Putzzwang und Reinlichkeitsfimmel ist man fast geneigt, der Bürgerinitiative einen Gefallen zu tun, indem sämtliche Mülltonnen in der Nacht vor dem Paulusfest auf die Straße gekippt werden. So kann der gemeine Paulusviertelbewohner frohen Herzens das Zentrum des Kiezes und damit das Zentrum der eigenen Seele reinigen. Derart befreit kann das Volksfest, mit einer Rikscha-Runde für den Weltfrieden (die gab es in den Vorjahren wirklich!), mit der Volkstanzgruppe, dem Vegan-Fressstand oder der Afrika-Trommelgruppe besser genossen werden.

» Antisemitischer Übergriff in Magdeburg

Eine Kiezmiliz ganz anderer Art wurde am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, in Magdeburg tätig. Auf einer vom Antifa Infoportal Magdeburg veranstalteten Kundgebung gegen Antisemitismus mit dem Motto „... dass Auschwitz nicht sich wiederhole“ erschienen nicht nur die 50 Kundgebungsteilnehmer, sondern auch noch eine Horde rot-brauner Schläger der Gruppen „Gruppe Internationale Solidarität Magdeburg“ (GIS), „Autonome Antifa Magdeburg“ (AAMD) und der „Autonomen Frauengruppe“. Diese posierten vor der Kundgebung in Antifa-Checker-Manier und fotografierten die Veranstaltungsteilnehmer ab. Im Anschluss an die Kundgebung zog dieser Mob durch ein Einkaufszentrum, wo er auf einige Leipziger Antifas traf, die an der Kundgebung teilnahmen. Die Magdeburger begannen, einige der Leipziger zu schubsen, da in „ihrer Stadt“ israelolidarische Personen nichts zu suchen hätten. Unter Sprüchen wie „Unsere Stadt bleibt sauber“ schlugen sie einem der Kundgebungsteilnehmer ins Gesicht. Eine Frau aus der AAMD, die den Streit zu schlichten versuchte, wurde von ihren eigenen Kameraden, die sich offenbar im Gewalttausch befanden, ebenfalls mit der Faust geschlagen. Unter wüsten Beschimpfungen gingen die Antifas aus Leipzig schließlich zum Bahnhof. Ähnlich den bekennenden Nazis von NPD und Nationalem Beobachter zeigen sich auch die Magdeburger Schläger wenig kreativ beim Umlügen der Fakten. In einem Papier der AAMD wird behauptet, einer der „Antideutschen“ hätte angefangen zu schubsen. Vorher habe man diesem „noch seine Israelfahne abgenommen“. In Hooligan-Manier wird schließlich das Kräfteverhältnis abgewogen und daraus gefolgert, dass „die Antideutschen deutlich in der Überzahl [waren] und nicht auf Opfer tun [müssen]“. Begründet wird die Aktion schließlich mit der Behauptung, die Landeshauptstadt, also die Stadt von Nazi-Schlägern, Jogginghosenträgern, VW-Golf-Fahrern und ostzonalen Durchschnitts-Ekeln, müsse von fremden, zersetzenden Einflüssen geschützt werden. Denn „Magdeburg war,

ist und bleibt jedoch eine Internationalistische Stadt“, wie es nicht ohne Pathos in der AAMD-Erklärung heißt. Dass Magdeburg ein gefährliches Pflaster für Antideutsche bzw. Leute, die dafür gehalten werden, ist, ist allerdings nicht neu. Bereits in der Vergangenheit bedrohten und bepöbelten die ortsansässigen Anti-Imps immer wieder Menschen, die in Verdacht standen, Israel nicht die Pest an den Hals zu wünschen.

» Sternburg-Viertel noch schöner!

Mit einer kiezinternen „Schöner leben“-Kampagne warteten die Engagierten nahe der Magdeburger Straße auf. Nach ihrer Bück-Dich-Aktion, bei der kleine Fähnchen in Hundehaufen gesteckt wurden (siehe Bonjour Tristesse 1/2007), befragte der Bürgerverein e.V. nun die „Bewohner des Viertels zwischen Magdeburger-, Berliner und Volkmannstraße“ mittels eines Fragebogens. Volkes Stimme zählt nun mal am meisten und so sollte man ankreuzen, welche Anliegen zur Steigerung des Wohlfühlfaktors beitragen würden. Von 1 bis 4 sollte die Wichtigkeit von „Begrünung/mehr Bäume“ und „Wohngebietsfeste“ angegeben werden. Fehlen durfte bei dieser Liste, welche die Hundekackefetischisten vorgegeben hatten, eines nicht: „Sauberkeit“. Weiter ging's bei der Befragung mit der Namensuche für das Viertel. In der Liste mit den Vorschlägen, die „immer wieder genannt“ werden, tauchte der treffendste nicht auf: Sternburg-Viertel. Obwohl doch vor dem Getränkemarkt des Kiezes Träger von Jogginghosen mit ihren Yorkshireterriern beim Nachbarschaftsklatsch alltäglich dem beliebten Getränk frönen. Betrachtet man die düster-depravierten Gestalten im Viertel, so dürfte das Bier aus Reudnitz auch hinter verschlossenen Türen als unangefochtenes Hauptnahrungsmittel dienen. Und schließlich wollten Friseurse Bitterlich und ihre Mitstreiter wissen, ob und wie man aus Liebe zum Viertel den Verein unterstützen würde. Bei Alternativen wie „aktives Mitglied im Verein“ und „ich möchte einen selbst finanzierten Baum im Viertel pflanzen“ fällt die Auswahl schwer. Wir sind gespannt, wann eine erste militante Streife der Bürgerwehr auf den Straßen zu sehen ist, die die neu gepflanzten Bäume vor Fäkalien schützt. Auch hier wünschen wir: Zum Wohl!

» :o) – oder: Alter Wein in neuen Schläuchen

Während anderswo linke Gruppen oft einfalllos und von sich selbst gelangweilt vor sich hin vegetieren, kann man dies von vielen hallischen Genossen nicht behaupten. Kreativität wird hier traditionell großgeschrieben. Es gibt sogar Leute, die behaupten, dass manche Aktionen nicht nur lustig, sondern sogar erfolgreich waren. Vor einigen Jahren erlebten die „pink&silver“-Blöcke, in denen sich Aktivisten nicht mehr im traditionellen schwarz, sondern in pink-silber kleideten, einen regelrechten Boom. Zu diesem – selbstverständlich geschlechtsspezifischen – Look, gesellte sich eine Art Cheerleader-Choreografie, mit denen den ansonsten meist langweiligen Demonstrationen neues Leben eingehaucht werden sollte. Um Halle machte diese mittlerweile längst wieder ausgestorbene Aktionsform glücklicherweise einen Bogen. Beim letzten Schrei linker Widerständigkeit scheint man

jedoch an der Saale ganz vorn dabei sein zu wollen. Als eine der ersten in der BRD konstituierte sich schon vor etwa einem halben Jahr die hallische Abteilung der sogenannten „Clandestine Insurgent Rebel Clown Army“, kurz: CIRCA. Unser „Aussehen“ so erklären die Clowns in einer Einladung zum „Basic Rebel Clown Training“ in Halle, „ist nicht nur bunt, sondern auch [unser] Handeln richtet sich nach anderen Mustern aus, als die, welche uns durch die Normierung unseres Alltags auferlegt wurden“. Und weiter: „Unsere Waffen sind das Lachen und unser unbeugsamer Humor gegen Obrigkeiten, Ignoranz und Ausbeutung [...] Ziel ist das Kennenlernen des eigenen Clowns [...]“. Aha. Weniger dem „Kennenlernen des eigenen Clowns“, als der immergleichen Leier von „denen da oben“, die sich in Gestalt der G8 über „den Willen des Volkes“ hinwegsetzen, diente die Abschlussaktion des Clowns-armyworkshops, über die im April bei Indy-media berichtet wurde. Dabei besetzten die hallischen Clowns ein 5-Sterne-Hotel und verteilten Essen – selbstverständlich ohne eigene Sättigungs- oder gar Bereicherungsambitionen – an ausgehungerte Boulevard-Einkäufer. Dass solche Umverteilungsaktionen oder wahlweise die Verteufelung von Luxus demselben antizivilisatorischen Reflex entspringen, dem die Linke in den letzten Jahrzehnten schon öfter anheimfiel, kommt den Clowns wohl so schnell nicht in den Sinn. Vielmehr handelt es sich um dieselben Ideologiefragmente, die schon vor 20 Jahren falsch waren.

» Last but not least ...

... sei an dieser Stelle auf einen Frauenabend im GiG verwiesen. Im Sumpfloch der Linken, in dem Laden, wo man Frauen gerne prügeln sieht und sie dabei johlend anfeuert, in dem Laden also, in dem die Einrichtung so versifft, grau und heruntergekommen ist, wie die Gäste, soll es nun einmal pro Monat einen Frauenabend geben? Natürlich kann man sich im GiG die Frauen nicht als Frauen vorstellen, die selbst handeln, denken und fühlen. Frauen dürfen zwar (ruhig und den Gepflogenheiten angepasst) mit am Tisch sitzen, am Tresen Bier reichen oder die Toilette putzen (was jedoch wohl noch nie vorgekommen ist). Die einzige Möglichkeit aber für sie, im GiG dauerhaft zu bestehen, liegt darin, sich der Proligkeit der Männer anzupassen. Es kann kaum ein Zufall sein, dass sich die Frauen von den Männern dort weder im Aussehen, noch in der Stimme, noch im Habitus unterscheiden. Folgerichtig sind die Frauen auch nur „Frauchen“, dass heißt Hundebesitzerinnen. Die genannte Veranstaltung wird auf den Werbezetteln dann auch als „Frauchenabend“ beworben. Diese Pointe gefällt den Macherinnen des Flyers übrigens so gut, dass diese mehrmals wiederholt wird. Da „Frauchen“ weiß, dass die allabendlichen GiG-Gelage so ablaufen, dass unter immer gleichen und immer zu lauten Emo- oder Crust-Gejaule jeder sich, autistisch vor sich hin brabbelnd, in möglichst kurzer Zeit so dicht trinkt, dass niemandem auffällt, dass man von den Gesprächen nichts zu erwarten hat, gibt es auf der Ankündigung noch eine kleine Handlungsanweisung: „Mitmachen und Spaß haben“, wird da gefordert, damit ja jede weiß, was zu tun ist. Auch hier wünscht die Redaktion: Wohl bekomm's!